universität wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit

Transnationale Selbstverortung von mobilen EuropäerInnen:

Eine qualitative Studie über die Zugehörigkeitsbezüge von AuslandsösterreicherInnen in London

Verfasserin

Nicola Charlotte Thomas, Bakk.phil.

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 066 813
Studienrichtung lt. Studienblatt:	Soziologie
Betreuer:	Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht

Inhaltsverzeichnis

I EINLEITUNG 5

II THEORETISCHE KONZEPTE 8

1. KOLLEKTIVE IDENTITÄT 8
2. NATIO-ETHNO-KULTURELLE ZUGEHÖRIGKEIT 9
3. PARADIGMENWECHSEL VON NATIONAL ZU TRANSNATIONAL 11
4. TRANSNATIONALISMUSANSATZ IN DER MIGRATIONSFORSCHUNG 13
5. KOSMOPOLITISMUS 18
   5.1. Das kosmopolitische Potential Europas 23
6. ZUSAMMENFASSUNG 25

III INTRA-EUROPÄISCHE WANDERUNGSBEWEGUNGEN 27

7. INTRA-EUROPÄISCHE WANDERUNGSPOPULATIONEN 29
8. MIGRATIONSMOTIVE VON MOBILEN EUROPÄERINNEN 30
9. IDENTITÄT VON MOBILEN EUROPÄERINNEN 31

IV METHODISCHES VORGEHEN 34

10. METHODOLOGISCHE GRUNDLAGEN 35
    10.1. Das qualitative Paradigma 35
    10.2. Die Grounded Theory 37
11. BESCHREIBUNG DES FORSCHUNGSPROZESSES 42
    11.1. Der Feldzugang 42
    11.2. Die Kontaktaufnahme 44
    11.3. Die Interviewsituationen 44
    11.4. Die Datenauswertung 47
    11.5. Reflektierende Überlegungen 49

V PRÄSENTATION DER FORSCHUNGSERGEBNISSE 53

12. BESCHREIBUNG DER UNTERSUCHUNGSGRUPPE 53
13. MIGRATIONSMOTIVE 56
14. MIGRATIONSFORM 58
15. TRANSNATIONALE LEBENSWEISE 60
    15.1. Soziale Beziehungen zu Individuen im Herkunftsland 60
    15.2. Soziale Beziehungen zu Individuen im Aufenthaltsland 66
    15.3. Konsum von Artefakten aus dem Herkunftsland 70
    15.4. Sprachgebrauch 73
    15.5. Transnationale Konfliktlösung 75
    15.6. Vorraussetzungen einer transnationalen Lebensweise 76
    15.7. Folgen einer transnationalen Lebensweise 78

16. TRANSNATIONALE SELBSTVERORTUNG 84
16.1. Nationale Zugehörigkeitsbezüge *84*
16.1.1. Nationale Loyalität 89
16.1.2. Abgrenzungsprozesse 91
16.2. Regionale Zugehörigkeitsbezüge *92*
16.3. Europäische Zugehörigkeitsbezüge *94*
16.4. Mehrfachzugehörigkeiten *96*
16.5. Individuelles Heimatverständnis *98*
16.6. Selbstwahrnehmung als „Anders“ *99*
16.7. Einnehmen einer BeobachterInnenrolle *101*
17. ZUSAMMENFÜHRUNG DER ERGEBNISSE 104

VI CONCLUSIO 108

VII LITERATURVERZEICHNIS 112

VIII ANHANG 118

ABSTRACT 118
LEBENSLAUF 119

Es wird immer eine gewisse Spannung bleiben
Die daraus entsteht dass ich hier nicht aufgewachsen bin
Dass ich in Wien aufgewachsen bin
Ein Teil von mir ist sozusagen immer noch in Wien
Und da gibt es ein gewisses Heimatgefühl
Was ich anders wo nicht habe.
(Zitat Herr H., Jurist in London)

I Einleitung

In der Migrationsforschung wurde Migration lange Zeit als eine unidirektionale und einmalige Wanderung von dem Herkunftsort zu einem Zielort angesehen und aus dieser Perspektive heraus wurden Migrationsphänomene analysiert. Dabei wurde der Nationalstaat als natürlicher Referenzrahmen für Migrationsstudien betrachtet, und neben den Push & Pull-Faktoren von Migrationsentscheidungen wurden die Assimilierungs- und Integrationsprozesse von MigrantInnen in den Forschungsmittelpunkt gestellt. Dies spiegelte sich in der Migrationspolitik wider, die von MigrantInnen, oftmals mit aggressivem Unterton, eine Anpassung an die Aufenthaltsgesellschaft forderte, und das Aufrechterhalten von dauerhaften Verbindungen zu dem Herkunftsland und hybride Identitäten als Resultat von misslungenen Integrationsprozessen interpretierte, die es zu vermeiden galt.

Seit dem letzen Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts ist in der Migrationsforschung aber ein Paradigmenwechsel festzustellen: hybride Identitäten von MigrantInnen werden nicht mehr nur als defizitäre Entwicklung wahrgenommen, sondern erstmals als Chance und Potential erkannt, und anstatt wiederholt Integrationsprozesse von MigrantInnen zu thematisieren werden nun die transnationalen Lebenswelten von MigrantInnen verstärkt untersucht.

Als Ursache für die Änderung des wissenschaftlichen Blickes sind allerdings nicht nur ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften, sondern auch gesellschaftliche Entwicklungsprozesse zu nennen, welche zur Entstehung von neuen Migrationsformen beigetragen haben. Rapide Veränderungen im Verkehrs- und Telekommunikationswesen sowie die zunehmende Verbreitung von globalen ökonomischen, politischen, kulturellen und sozialen Verflechtungszusammenhängen – prominentestes Beispiel ist hierfür die Europäische Union – hatten bzw. haben eine Vervielfältigung von transnationalen sozialen Räumen zur Folge. Dieser Prozess der Verdichtung von Verflechtungszusammenhängen wird als „Transnationalisierung“ bezeichnet, wobei zwischen einer „Transnationalisierung von oben“, also Transnationalisierungsprozesse auf der Makroebene, und einer „Transnationalisierung von unten“, also Transnationalisierungsprozesse auf der Mikroebene, unterschieden wird (vgl. Pries 2002: 8).

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der zweiten Dimension, nämlich der Transnationalisierung von unten, und untersucht anhand einer qualitativen Studie die Erfahrungs- und Lebenswelten eines speziellen Typus von TransmigrantInnen, nämlich AuslandsösterreicherInnen in London.

Mobile EuropäerInnen, welche zwischen EU Ländern wandern, werden zunehmend zum Thema von wissenschaftlichen Arbeiten gemacht, sind diese doch wichtige AgentInnen von

Europäisierungsprozessen und tragen zu der Entstehung einer europäischen Gesellschaft und einer europäischen Identität signifikant bei.

Die Europäische Union hat intra-europäische Mobilität als zentralen Bestandteil für die Entwicklung einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft erkannt und hat durch den Abbau von Mobilitätsbarrieren und der Schaffung von Anreizstrukturen innerhalb Europas nicht nur eine Kapital- und Güterverkehrsfreiheit, sondern auch die freie Mobilität von Menschen ermöglicht. Gegenwärtig sind neue Migrationsströme zwischen den EU Mitgliedsstaaten zu verzeichnen, welche sich von „klassischen" Migrationsformen wie der Arbeitsmigration unter anderem darin unterscheiden, dass nicht aufgrund von ökonomischen, sondern aufgrund von kulturellen und sozialen Motiven gewandert wird, und die Wanderung in der Regel nicht in einer dauerhaften Niederlassung an dem Zielort resultiert.
Diese als „bite-and-go" (Recchi 2005: 17) bezeichneten Wanderungsbewegungen spielen bei dem Zustandekommen des angestrebten „sozial, kulturell, politisch und ökonomisch attraktiven und nachhaltigen europäischen Models [sic]" (Pries 2005: 1) eine wichtige Rolle, da sie zu der Entstehung von verdichteten Austauschbeziehungen zwischen den einzelnen Mitgliedstaaten beitragen.
Innereuropäische MigrantInnen wie die untersuchten AuslandsösterreicherInnen spielen bei Europäisierungsprozessen eine zentrale Rolle, da sich eine europäische Integration nicht nur durch institutionelle und juristische Reformprozesse, sondern ebenso anhand der lebensweltlichen Alltagspraxis von EuropäerInnen vollzieht. Innereuropäischen MigrantInnen kommt dabei eine Vorreiterrolle zu, da sie ihre Lebenswelt über bzw. jenseits von zwei europäischen Ländern aufspannen und transnationale Lebensweisen pflegen.

Um das Untersuchungsfeld einzugrenzen, wurde der Fokus der Studie auf die territorialen Zugehörigkeitsbezüge und Identitätskonstruktionen von in London lebenden AuslandsösterreicherInnen gelegt. Dieses Thema ist äußerst spannend zu untersuchen, nicht nur angesichts der Vorreiterrolle, welche mobile EuropäerInnen bei der Entstehung einer gemeinsamen europäischen Identität einnehmen, sondern auch angesichts der Tatsache, dass transnationale Migration zu der Entstehung von vielseitigen und facettenreichen Zugehörigkeitsweisen führt (vgl. Pries 2005: 22), welche möglicherweise im Widerspruch zu etablierten nationalen Identitäten stehen. Im Alltagsdiskurs werden nationale Identitäten nämlich als homogene, geschlossene Wir-Gemeinschaften angesehen, denen eine eindeutige Selbstverortung zugrunde liegt. Dies ist darauf zurückzuführen, dass Nationalstaaten lange Zeit (und teilweise immer noch) als eine Art Container mit homogener Mehrheitskultur und einheitlicher nationaler Identität wahrgenommen wurden; diese Vorstellung ist in Europa aber angesichts

der Europäisierungsprozesse der Mitgliedstaaten zunehmend mit der Realität nicht mehr vereinbar.
Die untersuchten AuslandsösterreicherInnen in London spannen ihre Lebenswelt zwischen ihrer Aufenthaltsgesellschaft und Herkunftsgesellschaft auf, regelmäßige Besuchsreisen nach Österreich und die Pflege eines globalen Netzwerks sind dabei selbstverständlicher Teil ihrer Alltagspraxis. Wie sich ihre transnationale Lebensweise in ihren Zugehörigkeitsbezügen widerspiegelt, soll in dieser Arbeit nun erforscht werden. Die übergeordnete Forschungsfrage dieser Arbeit lautet dabei:

> **Wie verorten sich AuslandsösterreicherInnen in London zwischen ihrer Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft?**

Mit dem Begriff Selbstverortung sind die territorialen Zugehörigkeitsbezüge der Zielgruppe gemeint, welche sich in einer Selbstzuordnung zu national, regional und transnational konnotierten Wir-Gemeinschaften wie „ÖsterreicherInnen“, „LondonerInnen“ und „EuropäerInnen“ manifestieren. Welchen Wir-Gemeinschaften ordnen sich AuslandsösterreicherInnen in London zu? Der Wir-Gemeinschaft der Herkunftsgesellschaft? Der Aufenthaltsgesellschaft? Oder keiner von beiden? Welche nationenübergreifende Zugehörigkeiten entwickeln sie? Mit diesen Fragen wird sich diese Arbeit befassen.
Um darauf Antworten zu finden, wurde eine empirische Feldstudie durchgeführt und im Zuge dessen wurden mit Angehörigen der Zielgruppe qualitative Interviews geführt. Die Ergebnisse der Auswertung dieser Interviews bilden die Grundlage dieser Arbeit. Die Zielgruppe der Studie konstituiert sich dabei aus österreichischen StaatsbürgerInnen im Alter von 20 bis 40 Jahren, welche ein hohes Bildungskapital[1] besitzen, in der Nation Österreich den Großteil ihrer Kindheit und Jugend verbracht haben und seit mindestens zwei Jahren ihren Hauptwohnsitz und ihren beruflichen und sozialen Mittelpunkt in London haben.
Die Zielgruppe dieser Studie ist zwar auf einen sehr kleinen Ausschnitt von mobilen EuropäerInnen bezogen, allerdings repräsentieren sie einen neuen Typus von innereuropäischen MigrantInnen, welche jung und hochqualifiziert sind und länderübergreifende Mobilität als wertvolles Kapital erkennen. Die Zielgruppe ist Teil einer größeren europäischen Wanderungspopulation, und die Ergebnisse dieser Studie können daher auch Hinweise für die transnationalen Lebenswelten und die Selbstverortung von anderen mobilen EuropäerInnen liefern.

[1] Unter einem hohen Bildungskapital ist in dieser Arbeit ein Schulabschluss auf Maturaniveau oder höher zu verstehen.

II Theoretische Konzepte

1. Kollektive Identität

Der Begriff Identität lässt sich schwer fassen, da er keinen abgeschlossenen und unveränderlichen, sondern einen sich kontinuierlich neu akzentuierenden Zustand beschreibt, welcher das Resultat von vergangenen Identifizierungsprozessen ist.
Kollektive Identitäten beschreiben dabei die Identitäten von Gemeinschaften. Auch hierbei handelt es sich nicht um statische Zustände, sondern kollektive Identitäten befinden sich in einem permanenten Wandlungsprozess und basieren auf kollektiven Erfahrungen und der Deutung dieser Erfahrungen in einem dialektischen Prozess (vgl. Loth 2002: 4). Dabei deuten Individuen ihre Erfahrungen aus der Perspektive von kollektiven Wirklichkeitsmodellen und Wissensbeständen und tragen damit zur Verfestigung der kollektiven Deutungen bei (vgl. ebd.: 5). Jedes Individuum identifiziert sich mit einer Vielzahl an unterschiedlichen Kollektiven aus familiären, beruflichen, nationalen, kulturellen Kontexten und entwickelt Loyalitäten zu dem jeweiligen Kollektiv.
Kollektive Identitäten beziehen sich auf Wir-Gefühle und Wir-Gemeinschaften, welche auf der Unterscheidung und Abgrenzung zu anderen Gemeinschaften basieren, was die Homogenisierung der Gemeinschaft fördert. Das Kollektive Selbst wird vom Gegenüber mitbestimmt, ein Gegenüber, welches sich mit dem situativen Kontext wandelt (vgl. Kaelble et al. 2002: 15f).

Kollektive Identität beinhaltet tatsächliche Erinnerungen, tradierte Geschichtsbilder und verallgemeinerte Alltagswahrnehmungen von Individuen (vgl. Loth 2002: 5). Individuen gehören unterschiedlichen Wir-Gemeinschaften an - so sind sie etwa Mitglied einer Familie, einer Stadt, einer Nation usw. Das Vereinen dieser unterschiedlichen Identitäten bereitet in der Regel keine Schwierigkeiten, problematisch wird es aber dann, wenn Wir-Gemeinschaften unvereinbare Ansprüche stellen und es zu Loyalitätskonflikten zwischen konkurrierenden Identitäten kommt (vgl. ebd.: 6). Entwickelt ein Individuum Loyalitäten zu unterschiedlichen Wir-Gemeinschaften der gleichen funktionalen Kategorie, einer Nation zum Beispiel, so kann dies die Entstehung von hybriden Identitäten fördern (vgl. ebd.).
Welche der kollektiven Identitäten man am stärksten empfindet, hängt dabei von dem jeweiligen Kontext und dem jeweiligen Gegenüber ab. Dabei spielt auch die Fremdwahrnehmung eine wichtige Rolle – wird nämlich das Individuum von seinen Mitmenschen als Mitglied der

entsprechenden Wir-Gemeinschaft identifiziert, verstärkt dies auch die eigene Selbstwahrnehmung als Mitglied der Gemeinschaft (vgl. ebd.: 7).

Kollektive Identitäten beziehen sich auf kollektive Zugehörigkeitsvorstellungen und gemeinsam geteilte Werte, Normen, Verhaltensmuster, kollektive Erfahrungen, Institutionen und darauf aufbauende Solidaritätsvorstellungen (vgl. Kaelble et al. 2002: 21). Ein zentrales Element bei der Konstruktion von Gemeinschaft spielen räumliche, also zum Beispiel regionale oder nationale Bezugspunkte (vgl. ebd.: 17). Bezeichnungen wie „ÖsterreicherInnen“ oder „EngländerInnen“ beschreiben demnach eine Wir-Gemeinschaft, welche sich durch einen gemeinsamen räumlichen Bezugspunkt und gemeinsame Wert- und Normgefüge auszeichnen.

2. Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit

Paul Mecheril versteht unter Zugehörigkeit einen ordnungsstiftenden Begriff, der die Beziehung eines Elements zu anderen Elementen zum Ausdruck bringt, welche ein Gemeinhaben von als signifikant erachteten Merkmalen anzeigen (vgl. Mecheril 2003: 120).
Zugehörigkeit liegt dabei ein binäres Ordnungsprinzip zugrunde, welches auf der Differenzziehung zwischen dem „Wir“ und „Nicht-Wir“ und einer Entweder/Oder Logik aufbaut, und Exklusions- und Inklusionspraktiken beinhaltet (vgl. ebd.: 128).
Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit bezeichnet nun das Verhältnis eines Individuums zu einem natio-ethno-kulturellen Kollektiv, wie zum Beispiel „ÖsterreicherInnen“, und zugleich das Verhältnis des Kollektivs zu dem Individuum. Hierbei spielen „überindividuelle Zugehörigkeitswirklichkeiten“ (ebd.: 127) eine Rolle, die festlegen, wer Recht und Anspruch auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit haben darf.
Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit konstituiert sich aus symbolischer Mitgliedschaft, biographischer Verbundenheit und habitueller Wirksamkeit mit dem Zugehörigkeitskontext (vgl. ebd.: 137). Mecheril betont dabei, dass Zugehörigkeit kein einmalig konstituiertes Geschehen ist, sondern wandel- und veränderbar ist und sich kontinuierlich in dem durch Mitgliedschaft, Verbundenheit und Wirksamkeit aufgeschlossenen Feld herstellt (vgl. ebd.).

Was ist mit symbolischer Mitgliedschaft, biographischer Verbundenheit und habitueller Wirksamkeit gemeint?
Nun, symbolische Mitgliedschaft bezieht sich auf formelle und informelle Mitgliedschaftssignale, welche Individuen Zugang zu territorialen, kulturellen, politischen und sozialen Sphären des Zugehörigkeitskontextes verschaffen bzw. zugestehen (vgl. ebd.: 139).

Im Kontext von nationaler Zugehörigkeit wird formelle Mitgliedschaft über die Staatsbürgerschaft bestimmt, informelle Mitgliedschaft über phänotypische und para-phänotypische Merkmale wie Hautfarbe und Akzent. Diese Merkmale signalisieren Mitgliedschaft – Mitgliedschaft bezeichnet dabei einen Prozess der Selbst- und Fremdzuordnung eines Individuums zu dem Zugehörigkeitskontext, zum Beispiel dem nationalen Kontext Österreich.

Biographische Verbundenheit steht für die Frage, ob die eigene Geschichte in den Zugehörigkeitsraum eingeflochten werden kann, und kennzeichnet die Verbindung der individuellen Biographie mit dem Zugehörigkeitskontext (vgl. ebd.: 219). Biographische Verbundenheit kennzeichnet sich dadurch, dass die Frage nach dem Selbstverständnis mit Bezug auf den Kontext beantwortet wird, der Kontext also unersetzlicher Bestandteil der Selbstidentität eines Individuums ist. Dies trägt sich laut Mecheril nur als Funktion von Zeit und Geschichte zu – mit anderen Worten kann mit zunehmendem Zeitverlauf die eigene Geschichte zunehmend in den Zugehörigkeitskontext eingewebt werden (vgl. ebd.: 244).

Habituelle Wirksamkeit schließlich nimmt Bezug auf die Fähigkeit, im natio-ethno-kulturellen Kontext handlungsfähig zu sein. Damit ist gemeint, dass das Individuum Anspruch auf Handlungsräume und Handlungsmöglichkeiten in dem Zugehörigkeitskontext hat (vgl. ebd.: 161).

Habituelle Wirksamkeit steht aber nicht nur für eine grundsätzliche Partizipationsfähigkeit an dem Zugehörigkeitskontext, sondern meint auch, dass mit Partizipation eine subjektiv bejahbare Form der Selbstartikulation und Selbstidentifikation möglich ist. Vorraussetzung dafür ist laut Mecheril, dass das Individuum und Kollektiv auf einen gemeinsamen Bezugsrahmen zurückgreift, der auf einer geteilten Kultur- und Sozialwelt basiert (vgl. ebd.: 192). Ist dieser gemeinsame Bezugsrahmen gegeben, dann erlebt das Individuum sein Handeln im Kontext als wirksam und subjektiv affirmierbar.

Ein Individuum fühlt sich einem Kontext nur dann fraglos zugehörig, wenn es alle drei Merkmale – symbolische Mitgliedschaft, biographische Verbundenheit und habituelle Wirksamkeit – erfüllt. Ansonsten spricht Mecheril von eingeschränkter Zugehörigkeit.

3. Paradigmenwechsel von National zu Transnational

Der Begriff Transnationalismus wurde in wissenschaftlichen Arbeiten erstmals in den 1960er und 1970er Jahren im Zusammenhang mit den Themen des Wirtschaftsrechts, supranational agierender Wirtschaftsunternehmen und Technologietransfers erwähnt, vereinzelt auch im Zusammenhang mit länderübergreifend agierendem Terrorismus (vgl. Kaelble et al. 2002: 8f). In den Sozialwissenschaften fand der Begriff jedoch erst in den 1990er Jahren eine weite Verbreitung.
Zwischen den und auch innerhalb der Disziplinen finden sich divergierende Auslegungen des Begriffes – auf einer allgemeinen Bedeutungsebene herrscht allerdings Konsens darüber, dass Transnationalismus Interaktionen zwischen Individuen, Gruppen, Organisationen und Staaten bezeichnet, die die Grenzen eines Nationalstaates übersteigen und länderübergreifende Strukturmuster ausbilden (vgl. Kaelble et al. 2002: 9).

Anhänger des Transnationalismusansatzes haben nun den dominanten Konzepten in unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen vorgeworfen, einen methodologischen Nationalismus[1] zu betreiben. Wissenschaftliche Forschungen, so KritikerInnen, hätten durch ihren jahrelangen Fokus auf die Einheit des Nationalstaates den Nationalstaat als hegemoniales Ordnungskonstrukt in seiner Legitimität verstärkt (vgl. Nieswand 2005: 45).
Aufgrund der postulierten Einheit zwischen Gesellschaft, Nation und Kultur wurde und wird der Nationalstaat nach wie vor als „natürlicher“ Referenzrahmen für Forschungsarbeiten angesehen.
„The social sciences“, schreiben Wimmer/Glick Schiller (2002: 307), „have become obsessed with describing processes within nation-state boundaries as contrasted with those outside, and have correspondingly lost sight of the connections between such nationally defined territories.”
Sie weisen darauf hin, dass die soziale Konstruiertheit des Konzeptes Nationalstaat nicht erkannt wurde, und Nationalstaaten stattdessen als „natürliche“ Ordnungssysteme und als „naturally given entities to study“ angesehen wurden (vgl. ebd.: 304).
Auch in der Migrationsforschung setzte sich der methodische Nationalismus als das dominante Modell durch. Man postulierte eine Einheit von Nationalstaat, Gesellschaft und Kultur, betrachtete ImmigrantInnen als potentielle Bedrohung dieser Einheit und nahm sie als „potential security risks, as culturally others, as socially marginal and as an exception to the rule

[1] Nationalismus ist eine Erfindung des 19. Jahrhundert und laut Glick Schiller et al. (1992: 14) das Resultat von „the rapid replacements of existing absolute monarchies in Europe by units called nation-states and the subsequent establishment of such polities in other parts of the world“. Aufbauend auf der Ideologie, dass zwischen Staatsangehörigen Deckungsgleichheit ihrer Werte, Verhaltensweisen, Interessen und Ziele bestehen, ermöglichte es den Staat, als hegemoniales Ordnungsmonopol zu fungieren und über die Staatsangehörigen Macht auszuüben (vgl. Glick Schiller et al. 1992: 15).

of territorial confinement“ (ebd.: 311) wahr, wodurch die Vorstellung des Nationalstaates als „establishing a sovereign citizenry, a homogenous nation, a community of solidarity and a territorially-bounded state“ (ebd.) in ihrer Legititmität verstärkt wurde.
Viele Studien der Migrationsforschung legten ihren Fokus daher auf die kulturellen Differenzen zwischen MigrantInnen und Einheimischen und „erfolgreiche“ Integrations- und Assimilationsprozesse der MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft (vgl. ebd.: 310).

Warum aber hat das Paradigma des methodologischen Nationalismus in der Migrationsforschung an Einflussmacht verloren? Hierfür gibt es zwei Argumentationsstränge (vgl. Nieswand 2005: 45): die einen orten einen Paradigmenwechsel als Hauptursache, andere gehen von einer Änderung der Migrationsprozesse aus.
Wimmer/Glick Schiller betonen, dass es immer schon transnationale Vernetzungen von MigrantInnen gegeben hätte, diese jedoch nie zum Thema von wissenschaftlichen Forschungsarbeiten gemacht worden wären (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 301). Phänomene, welche die postulierte Einheit von Gesellschaft, Kultur und Nationalstaat in Frage gestellt und gefährdet hätten, seien demnach von der Migrationsforschung nicht wahrgenommen oder ignoriert worden.
Ein Paradigmenwechsel aber hätte eine Änderung des wissenschaftlichen Blickes bewirkt, wodurch transnationale Vernetzungen wahrgenommen und zum Thema von Forschungsarbeiten gemacht wurden. Wimmer/Glick Schiller (ebd.: 22) betonen: „We have been able to begin to analyse and discuss transnational migration and long distance nationalism because we have changed the lens through which we perceive and analyse the world, putting aside some of the preconceptions of methodological nationalism“.

Der zweite Argumentationsstrang geht davon aus, dass sich seit den 1960er Jahren Migrationsprozesse in ihrer quantitativen und qualitativen Natur verändert haben und zunehmend „in komplexe, dauerhafte […] ausdifferenzierte Pendelströme von Menschen, Waren und Informationen eingebettet sind, die neue soziale Wirklichkeiten oberhalb bzw. jenseits der geographisch-räumlichen Separierung von Herkunfts- und Ankunftsregionen entstehen lassen“ (Pries 1996: 456).
Als Ursachen für den Wandel werden neben veränderten politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen[1] vor allem Verbesserungen in der Transport- und Kommunikations-

[1] Pries führt anhand unterschiedlicher politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Veränderungen - zum Beispiel der Entwicklung von neuen prosperierenden Ökonomien in Südostasien, des Zusammenbruchs des Kommunismus, Arbeitsknappheit aufgrund einer Überalterung der Bevölkerung in Westeuropa, die Expansion eines internationalen Arbeitsmarktes für hochqualifizierte Arbeitsnehmer und Führungskräfte - aus, wie neue Push & Pull-Faktoren und neue Wanderungsströme entstanden sind (vgl. Pries 1996: 457f)

technologie genannt, welche zur Entstehung von neuen transnationalen sozialen Räumen geführt hätten (vgl. ebd.: 458).
Die Veränderungen im Verkehrs- und Kommunikationswesen hätten es ermöglicht, dass MigrantInnen mit Personen in ihrem Herkunftsland in intensiven Kontakt stehen können und ihre alltagsweltliche Lebenspraxis über den Sozialzusammenhang des Ziellandes hinausweist.
Unter diesen Umständen aber kann keine Einheit von Nation, Gesellschaft und Kultur mehr postuliert werden, sodass der Nationalstaat als Ordnungsinstanz über MigrantInnen an Macht verloren hat und die vom Paradigma des methodologischen Nationalismus beeinflussten Migrationsstudien abgenommen haben (vgl. Nieswand 2005: 45).

Beide Argumentationsstränge – jener welcher behauptet, dass es transnationale Vernetzungen zwar immer schon gegeben hätte, diese jedoch nie thematisiert wurden, als auch jener, welcher eine Entstehung von transnationalen Vernetzungen aufgrund von Globalisierungsprozessen und Veränderungen im Verkehrs- und Telekommunikationswesen postuliert, haben wohl ihre Richtigkeit. So werden MigrantInnen bereits vor der Verbreitung des Transnationalismusansatzes in der Migrationsforschung Verbindungen zu ihrer Herkunftsgesellschaft gepflegt und sich in transnationalen sozialen Räumen (die damals freilich nicht als solche erkannt wurden) bewegt haben; allerdings haben sich mit technologischen Weiterentwicklungen auch neue Möglichkeiten für transnationale Vernetzungen ergeben, sodass die Fortschritte in der Verkehrs- und Kommunikationstechnologie sicherlich eine Ausweitung und Verdichtung bereits bestehender transnationaler sozialer Räume bewirkt haben.

4. Transnationalismusansatz in der Migrationsforschung

Eine Auswirkung des lange Zeit verbreiteten methodologischen Nationalismus in der Migrationsforschung war, dass internationale Migrationsprozesse aus der Perspektive eines unidirektionalen und einmaligen Wohnortwechsels analysiert wurden, wobei die Fragen nach den Push & Pull-Faktoren von Migrationsentscheidungen und Assimilationsprozessen im Mittelpunkt standen (vgl. Pries 1996: 456). Dies spiegelte sich auch in den Migrationstheorien wieder, welche sich überwiegend mit den Mechanismen der Integrations- und Anpassungsprozesse der MigrantInnen an die Aufenthaltsgesellschaft beschäftigten und auf dem Ideal einer Loslösung von der Herkunftsgesellschaft und einer vollständigen Integration der MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft basierten (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 310).
Mit der Verbreitung des Transnationalismus-Ansatzes in den Sozialwissenschaften aber ist der Fokus vermehrt auf die zwischen Aufenthalts- und Herkunftsgesellschaft sich entwickelnden transnationalen „Verflechtungszusammenhänge“ gelenkt worden (vgl. Pries 1996:

456). Anstatt, wie früher verbreitet, die Integrations- und Assimilierungsprozesse von MigrantInnen zu thematisieren, rücken Studien heute verstärkt die länderübergreifenden Netzwerke von MigrantInnen in ihr Blickfeld.
Wie schon im letzen Kapitel erwähnt, ist nicht nur ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften als Ursache für die Zunahme an transnationalen Migrationsstudien zu nennen, es ist auch ein Wandel in Umfang und Natur von Wanderungsprozessen festzustellen.
Haug (2000: 36) zum Beispiel schreibt, dass aktuell eine neue Migration mit qualitativen und quantitativen Veränderungen beobachtbar ist und vermehrt transnationale Migrationformen auftreten. Die AkteurInnen dieser Migrationsform werden als „TransmigrantInnen“ bezeichnet: TransmigrantInnen verlassen ihr Herkunftsland, um sich grenzüberschreitend in die Obhut eines anderen, meist nationalstaatlich organisierten Staatswesens zu begeben. Sie verfügen über Verbindungen und Beziehungen zu sowohl Ziel- und Herkunftsgesellschaft, und pendeln zwischen verschiedenen sozialen und geographischen Orten hin und her, was zu der Entwicklung von transnationalen sozialen Räumen führt. Die Lebenswelt, Netzwerke und Aktivitäten von TransmigrantInnen umgeben dabei sowohl die Ziel- als auch die Herkunftsgesellschaft. Sie bewegen sich, wie auch Jones (1992: 219) anmerkt, in sozialen Räumen, die beide Gesellschaften miteinander verbinden.
Die entscheidende Eigenschaft von transnationalen MigrantInnen ist, dass sie unterschiedliche Beziehungen über Grenzen von Nationalstaaten hinweg aufbauen und diese auch aufrechterhalten, was eine Verbindung zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft schafft (vgl. Haug 2000: 36). Dadurch entstehen „transnationale soziale Räume“ (Pries 1996: 467), deren Entstehung und Verbreitung aber nicht nur auf die länderübergreifenden Beziehungen und Aktivitäten von MigrantInnen zurückzuführen ist, sondern ebenso von vielfältigen rechtlichen, politischen, ökonomischen und sozialen Prozessen beeinflusst und vorangetrieben wird (vgl. Jones 1992 , Haug 2000 , Mau 2007).
Die sozioökonomische Situation der Herkunfts- und Zielgesellschaft, neue technologische Möglichkeiten und sinkende Kosten von Transport und Kommunikation, institutionelle Regelung und abnehmende Barrierewirkungen von Grenzen, sie alle stellen Rahmenbedingungen und Anreizstrukturen für transnationale Aktivitäten und dichte Austauschbeziehungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg dar.

Glick Schiller et al. (1992: 1) definieren Transnationalismus als „the process by which immigrants build social fields that link together their country of origin and their country of settlement”. Anhand Untersuchungen von MigrantInnen aus dem südpazifischen Raum, welche nach New York auswanderten, haben sie festgestellt, dass die MigrantInnen sich in delokalisierten sozialen Räumen bewegen, welche die Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft transzendieren. Diese transnationalen Räume sind dabei das Resultat der verdichteten und län-

derübergreifenden Austauschbeziehungen der MigrantInnen, welche sich in unterschiedlichen familiären, institutionellen, wirtschaftlichen und politischen Kontexten vollziehen (vgl. ebd.: 1).

Die simultane Positionierung zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft habe laut Glick Schiller et al. auch Einfluss auf die territorialen Zugehörigkeitsgefühle und Identitätsbezüge von TransmigrantInnen. „The majority", schreiben Glick Schiller et al. (1992: 11), „seem to maintain several identities that link them simultaneously to more than one nation."

Die länderübergreifenden Identitätsbezüge von TransmigrantInnen sind jedoch nicht mit der Hegemonie des Nationalstaates kompatibel, da sie keine eindeutige Einordnung in das binäre Ordnungsschema ermöglichen, auf welchem nationale Identitätskonstrukte basieren. Kollektive Identitäten bauen nämlich auf einem binären Ordnungsschema auf, welches auf einer „Wir" – „Nicht-Wir" Trennung basiert. Da TransmigrantInnen aber Verbindungen zu beiden Klassifizierungen, dem „Wir" wie auch dem „Nicht-Wir", besitzen, ist ihre Identität nicht mit dem herkömmlichen Ordnungsschema kompatibel, was zur Folge hat, dass sie neue Zugehörigkeiten und Identitäten entwickeln, welche mit ihrer transnationalen Lebenswelt im Einklang stehen. TransmigrantInnen, so Glick Schiller et al. (1992: 14), „have their own notions about categories of identity and their own conceptions of the rules of the hegemonic game."

Mit der Entwicklung eines eigenen, der individuellen Lebenswelt angepassten transnationalen Bezugssystems, welches nicht einem dichotomen Ordnungsprinzip folgt, sind jedoch komplexe Anstrengungen und Herausforderungen verbunden. Glick Schiller et al. (ebd.: 12) betonen allerdings, dass TransmigrantInnen nicht nur zwischen verschiedenen sozialen Räumen hin- und herzupendeln vermögen, sondern auch genügend Flexibilität vorweisen, um ihre Mehrfachzugehörigkeiten neben den dominanten nationalen Identitätskonstruktionen positionieren zu können (vgl. Glick Schiller 1992: 12).

Die vielfältigen länderübergreifenden Verbindungen und Bezüge von TransmigrantInnen gestalten dabei auch die Orte und Räume, an denen sie sich aufhalten: „As transmigrants live in several societies simultaneously, their actions and beliefs contribute to the continuing and multiple differentiation of populations" (Glick Schiller 1992: 11).

Auch Faist, der unter Transnationalismus eine länderübergreifende Expansion von sozialen Räumen „that signify a transformation in the spatial organisation of social and symbolic relations" (vgl. Faist 2004: 28) versteht, schreibt, dass Transnationalismus von MigrantInnen zur Entstehung von pluriformen, heterogenen und fragmentierten Sozialräumen in der Aufenthaltsgesellschaft beiträgt (vgl. ebd: 23).

Für Pries (1996: 456) sind transnational soziale Räume das Resultat von komplexen, dauerhaften Pendelströmen von Menschen, Waren und Informationen, die neue soziale Wirklichkeiten ober- bzw. jenseits von geographischer Grenzziehung zwischen Herkunfts- und Auf-

enthaltsland entstehen lassen. Transnationale soziale Räume verfügen neben Verbindungen zu anderen, geographisch weit entfernten sozialen Räumen über eine plurilokale, sich aus unterschiedlichen sozialen Praktiken, Symbolsystemen und Artefakten zusammensetzende Rahmung (vgl. Pries 2001b: 8)
Transnationalismus von MigrantInnen sei zwar kein neues Phänomen, aber im Gegensatz zu früher seien heute transnationale Austauschbeziehungen und Aktivitäten nicht mehr einer Minderheit vorbehalten. „Due to the push of new communication and transportation technologies and the pull of globalized movements of people, artefacts, and symbolic systems" sei die plurilokale Ausweitung von sozialen Räumen über die geographischen Grenzen von Nationalstaaten hinweg zu einem Massenphänomen geworden, schreibt Pries (2001b: 6).
Er betont, dass neue Kommunikations- und Transporttechnologien bei der Entwicklung von transnationalen Räumen eine wichtige Rolle spielen, ebenso wie Globalisierungsprozesse, die für ihn Voraussetzung und zugleich das Resultat von Transnationalismus sind.
Überregionale und globale Netzwerke und Vereinigungen wie die Europäische Union bewirken laut Pries (ebd.: 4), dass der Nationalstaat seine Legitimität als Ordnungsmonopol verliere und unterstützen die Ausbreitung und Verdichtung von transnationalen sozialen Räumen.

Anders als Glick Schiller et al., welche die Entstehung von de-territorialisierten, das Herkunfts- und Aufenthaltsland transzendierenden sozialen Räumen postulieren, betont Pries, dass Transnationalismus bzw. transnational soziale Räume keinen neuen grenzenlosen Raum entstehen lassen. Zwar werden die sozialen Beziehungen von TransmigrantInnen „flüssiger" und überschreiten Grenzen, allerdings können sie sich nicht völlig vom geographischen Raum lösen. Er betont: „[A] social space cannot exist without reference to a geographic space" (ebd.: 18). Aus diesem Grund müsse die Beziehung zwischen sozialem und geographischem Raum neu überdacht werden. Allerdings ist für Pries weder das Negieren des Einflusses von geographischen Grenzen auf die Lebenswelt von transnationalen MigrantInnen noch das Betonen das Nationalstaates und dem damit verbundenen „absolutist container thinking" (Pries 2001b: 28) ein sinnvoller Weg. Stattdessen versucht er, einen Mittelweg zwischen den beiden Positionen zu finden, indem er betont, dass TransmigrantInnen zwar zwischen verschiedenen sozialen und geographischen Räumen pendeln, die daraus entstehenden transnationalen sozialen Räume allerdings nicht grenzenlos sind, sondern nach wie vor Referenzen zu unterschiedlichen Nationalstaaten aufweisen (vgl. ebd.: 21)
Der vom methodologischen Nationalismus postulierten Einheit von Gesellschaft, Nation und Kultur kann Pries nicht viel abgewinnen. Er betont, dass sozialer Raum immer durch eine Heterogenität von sozialen Praktiken, Interessen, Werten, Normen usw. gekennzeichnet ist (vgl. ebd.: 9). In transnational sozialen Räumen sei dies verstärkt der Fall, da transnationale Räume durch hybride Lebensweisen und hybride Identitäten gekennzeichnet sind. Transna-

tionale MigrantInnen entwickeln laut Pries nämlich Lebensstile, die sich quer zu den Verflechtungszusammenhängen der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft entfalten, und bilden Identitäten, bestehend aus verschiedenen Segmenten der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft, heraus (vgl. Pries 1996: 468f).
Während hybride Identitäten von „traditionellen" Migrationstheorien als Übergangserscheinung angesehen werden, die letztendlich in einer vollständigen Assimilierung an die Herkunftsgesellschaft resultieren, sind für Pries diese jedoch von Dauer (vgl. ebd.: 469).

Dem Transnationalismus-Ansatz ist in der Migrationsforschung mit Kritik begegnet worden. VertreterInnen von Assimilations- und Integrationsansätzen argumentieren, dass transnationale soziale Räume nur ein Übergangsphänomen darstellen, und dass die Nachkommen von TransmigrantInnen sich zwangsläufig in die Aufenthaltsgesellschaft eingliedern würden (vgl. Nieswand 2005: 45).
Lucassen (2006) beispielsweise sieht die aufgrund von Migrationsprozessen entstehenden neuen transnationalen Sozialräume als temporäres Phänomen an, welches letztendlich auf die Anpassung von MigrantInnen an die Aufenthaltsgesellschaft hinauslaufen würde. Das Aufrechterhalten der Verbindungen zu der Herkunftsgesellschaft sei nicht ein dauerhafter Zustand, argumentiert er, und spätestens mit der zweiten Generation würden sich die Verbindungen und Bezüge zu der Herkunftsgesellschaft auflösen, da, wie er sagt, „the second generation loses the cultural and linguistic affinity needed to establish or maintain a meaningful contact" (Lucassen 2006: 22).
Die Assimilation von MigrantInnen an die Aufenthaltsgesellschaft bleibe daher die Norm, und transnationale Verbindungen mit dem Herkunftsland seien daher nur Ausdruck einer Übergangsphase, argumentieren KritikerInnen (vgl. Nieswand 2005: 45). Daher würden transnationale soziale Räume weder mit dem Assimilationsparadigma im Widerspruch stehen noch würde sich an der Bedeutung des nationalstaatlichen Referenzrahmens für Forschungsarbeiten etwas ändern (vgl. ebd.).
Die Argumente von KritikerInnen des Transnationalismusansatzes zeigen sehr deutlich, wie tief der methodische Nationalismus in der Sozialforschung verankert ist. Auch neue Integrations- und Assimilationskonzepte, welche den Transnationalismus von MigrantInnen zwar aufgreifen, jedoch als Übergangsphänomen darstellen, betreiben letztendlich einen methodischen Nationalismus und versuchen, den Nationalstaat als „natürlichen" Referenzrahmen für Migrationsforschungen und die Legitimität des Nationalstaates aufrecht zu erhalten.

5. Kosmopolitismus

Unter dem Begriff Kosmopolitismus verbergen sich eine Reihe von unterschiedlichen soziologischen, philosophischen und politischen Positionen (vgl. Nida-Rümelin 2006: 227). Der Begriff selbst geht auf die ideologischen und philosophischen Strömungen der Antike zurück, umschreibt eine weltoffene Geisteshaltung und universalistische Orientierung (vgl. Mau 2007: 178), und wird neuerdings in soziologischen Diskursen mit Transnationalisierung in Verbindung gebracht.

Individuen weisen heute zunehmend vielfältige Verbindungen und Bezüge zu Personen, Orten und Traditionen auf, die die Grenzen ihres Aufenthaltslandes überschreiten. Angesichts dieser zunehmenden transnationalen Interaktionen und Aktivitäten, kommt es verstärkt zu einer Hybridisierung von kulturellen und nationalen Identitäten (vgl. Nida-Rümelin 2006: 228), sodass die Monopolstellung des Nationalstaates als Bezugsrahmen für nationale Identitäten relativiert wird.
Angesichts dieser aktuellen Erfahrungen von Grenzabbau und Grenzenlosigkeit beschreibt Kosmopolitismus das Potential der Entwicklung eines neuen Verhältnisses zur Welt, welches durch Toleranz und Offenheit und ein globales Verantwortungsgefühl geprägt ist (vgl. Mau 2007: 177f zitiert nach Beck 2004). Dabei übersteigen die Loyalitäten und moralischen Verpflichtungen des Individuums die Grenzen seines Nationalstaates und weiten sich auf eine globale Gemeinschaft aus.
Beck (2002) geht von einem veränderten Verhältnis zwischen Individuum und Nationalstaat aus und schreibt, dass keine Deckungsgleichheit mehr zwischen dem individuellen Erfahrungsraum und dem nationalen Raum besteht. Er betont, dass Individuen zunehmend transnational denken und handeln und es zu einer Überlappung und Vermengung von unterschiedlichen nationalen, kulturellen und sozialen Zugehörigkeiten und Identitäten kommt. Das Paradigma von nationalstaatlich organisierten Gesellschaften ist daher für ihn mit der Realität zunehmend nicht mehr vereinbar (vgl. Beck 2002: 62).

Transnationale Handlungen und Aktivitäten bewirken eine zunehmende „Deterritorialization“ (Tomlinson 2002: 252) der Lebenswelt von Individuen und eine Ausweitung des Erfahrungsraumes von Individuen auf einen länderübergreifenden Raum.
Eine transnationale alltagsweltliche Lebenspraxis beeinflusst die Wahrnehmungsschemata von Individuen, und die Entstehung einer kosmopolitischen Geisteshaltung ist eine häufige Folge von Transnationalisierung.
Zwar werden nicht alle transnational aktiven Individuen automatisch auch zu KosmopolitInnen, dennoch kann die Zunahme an Erfahrungen im transnationalen Kontext als positiver

Faktor für das Entstehen von kosmopolitischen Orientierungen und Werthaltungen angesehen werden (vgl. Mau 2007: 180).
So ist auch für Kwok-Bun Kosmopolitismus ein Resultat der zunehmend globalen Verbindungen und länderübergreifenden Erfahrungen und entsteht durch „interrelated processes of increased connectivity and cultural contact“ (Kwok-Bun 2002: 191).

Kosmopolitismus kann laut Mau (2007: 180) in zwei Diskursstränge unterteilt werden – normativer Kosmopolitismus, welcher den methodologischen Nationalismus überwinden und eine neue Denkweise jenseits des Container-Modells des Nationalstaates hervorbringen will, und methodologischer Kosmopolitismus, der den real existierenden und gelebten Kosmopolitismus zum Thema hat.
Als normative Geisteshaltung ist Kosmopolitismus durch eine Offenheit und Wertschätzung des Fremden und Unbekannten, dem Streben nach Vielfältigkeit und Diversität und der Ablehnung von Uniformität gekennzeichnet.
Kosmopolitismus bedeutet dem normativen Verständnis nach „the ability to stand outside of having one’s life written and scripted by any one community, whether that is a faith or tradition or religion or culture […] and to draw selectively on a variety of discursive meanings” (Vertovec/Cohen 2002: 4). Kosmopolitismus beschreibt demnach ein verändertes Verhältnis zur Welt, welches durch eine Loslösung von den tradierten Bindungen und kollektiven Bezugssystemen des Nationalstaates und ein Zurückgreifen auf multiple Bezugssysteme geprägt ist. Kosmopolitismus steht für das Überschreiten des Nationalstaates und das Vereinen von globalen, nationalen und lokalen Bezugssystemen in einem Bezugssystem.
Damit ist aber nicht eine komplette Loslösung und Freisetzung von nationalen, regionalen und lokalen Strukturen gemeint, sondern eine Verbindung von unterschiedlichen Bezugsebenen miteinander, „um in Übereinstimmung mit ethischen Prämissen zu denken und zu handeln“ (Mau 2007: 178 zitiert nach Tomlinson 1999).

Der Sozialanthropologe Ulf Hannerz, der unter Kosmopolitismus „[a] willingness to engage with the Other“ (Hannerz 1996: 239) versteht, hat eine Typologie von KosmopolitInnen erstellt und unterscheidet zwischen zwei Typen von KosmopolitInnen. Der erste Kosmopolitismustyp selektiert Aspekte aus den Bezugssystemen der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft und entwickelt sein eigenes Referenzsystem aufbauend auf seiner „unique personal experience out of an idiosyncratic collection of experiences” (Hannerz 1996: 103).
Der zweite Typ strebt eine bewusste Loslösung von dem Bezugssystem der Herkunftsgesellschaft und eine komplette Übernahme des Bezugssystems der Aufenthaltsgesellschaft an, ohne jedoch im Zuge dessen seine Handlungskompetenz in der Herkunftsgesellschaft zu

verlieren (vgl. end.: 104), sodass er jederzeit auf die Handlungsoption, die Aufenthaltsgesellschaft wieder verlassen zu können, zurückgreifen kann.

Neben diesen zwei Typen unterscheidet Hannerz weiters zwischen „wahren“ und „realen“ KosmopoliInnen – die idealtypisch angelegten wahren KosmopolitInnen zeichnen sich durch die Praxis des „going native“ und ihrer Offenheit gegenüber fremden Kulturen aus. Wahre KosmopolitInnen tauchen in die fremde Kultur ein und versuchen diese zu verstehen. Sie inkorporieren die Norm- und Wertsysteme der fremden Kultur, sodass sie sich ohne Verwechslung unter den Anderen bewegen können, ohne zugleich jemals EineR von ihnen zu werden (vgl. Kreutzer/Roth 2006: 18 zitiert nach Hannerz 1996).
„Wahre“ Kosmopoliten sind laut Hannerz mobile Personen, die die ganze Welt als ihr Zuhause betrachten und an unterschiedlichen Orten für einen begrenzten Zeitraum leben. Ihr Ziel ist es, an der fremden Gesellschaft teilzunehmen ohne auf den ersten Blick als Außenseiter erkennbar zu sein (vgl. Hannerz 1996: 104f).
Reale KosmopolitInnen weichen insofern von diesem Idealtyp ab, als dass ihr Ziel nicht das „going native“ ist und sie nicht den Wunsch oder die Bereitschaft zeigen, als kompetente Gesellschaftsmitglieder in die fremde Kultur einzutauchen. Während wahre KosmopolitInnen das Bedürfnis haben, zur Hinterbühne einer fremden Kultur vorzudringen, geben sich reale KosmopolitInnen mit der Vorderbühne zufrieden.
TouristInnen oder ArbeitsmigrantInnen verkörpern für Hannerz reale KosmopolitInnen. Deren Auseinandersetzung mit der fremden Kultur folgt laut Hannerz nicht dem Prinzip des „going native“, sondern dem „home plus“ Prinzip, also der Verknüpfung von zu Hause gewohnten Annehmlichkeiten mit den Vorteilen der fremden Kultur – Zuhause *und* Sonne könnte zum Beispiel die Formel für TouristInnen lauten (vgl. Kreutzer/Roth 2006: 18).
ArbeitsmigrantInnen sind zwar von den Normgefügen und Wissenssystemen der fremden Aufenthaltsgesellschaft umgeben, zeigen allerdings nicht die gleiche Bereitschaft und Fähigkeit, die Verhaltensregeln der fremden Kultur zu lernen und sich eine Handlungskompetenz anzueignen, wie dies bei wahren KosmopolitInnen der Fall ist (vgl. Hannerz 1996: 105).
Ob dies tatsächlich zutrifft, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden, es erscheint jedoch zweifelhaft, dass ArbeitsmigrantInnen nicht ebenfalls eine Handlungskompetenz in der Aufenthaltsgesellschaft erlangen und als handlungsfähige Gesellschaftsmitglieder in diese „eintauchen“ wollen. Es könnte argumentiert werden, dass die Ressourcen und das Kapital, welches einem Individuum zur Verfügung steht, eine Rolle dabei spielt, ob ein Eintauchen in die fremde Gesellschaft attraktiv bzw. möglich erscheint. Dabei spielt natürlich auch die Aufenthaltsgesellschaft bzw. das Verhältnis zwischen Aufenthaltsgesellschaft und der MigrantIn eine Rolle – was geschieht zum Beispiel, wenn ein Eintauchen von seitens der MigrantIn erwünscht, jedoch von seitens der Aufenthaltsgesellschaft das Recht dazu verweigert wird?

Natürlich handelt es sich bei der Beschreibung von wahren KosmopolitInnen um einen Idealtypus, der in der Realität so kaum vorzufinden sein wird. So erscheint es äußerst unwahrscheinlich, dass Individuen die Bereitschaft und Fähigkeit eines kompletten Eintauchens in eine fremde Gesellschaft zeigen – wird nicht immer die Tatsache, in einer anderen Gesellschaft sozialisiert worden zu sein, ein volles Eintauchen verhindern? Und wie kann man in eine fremde Gesellschaft eintauchen, wenn man sich die exit-option offen hält und diese auch benützt, wie von Hannerz beschrieben (vgl. Kreutzer/Roth 2006: 18 zitiert nach Hannerz 1996)? Diese Fragen bleiben ebenso wie eine Erörterung der Vorraussetzungen, welche ein „Eintauchen“ in die Aufenthaltsgesellschaft ermöglichen, leider ungeklärt.

Wahre KosmopolitInnen können, auch wenn sie sich in der fremden Gesellschaft ohne als Fremd erkannt zu werden bewegen können, niemals ein fraglos zugehöriges Mitglied der fremden Kultur sein. Fraglos zugehörig fühlen sich KosmopolitInnen nur in der Gemeinschaft ihresgleichen, also unter anderen KosmopolitInnen (vgl. Kreutzer/Roth 2003: 18 zitiert nach Hannerz 1996).
Das Verhältnis zu ihrer Herkunftsgesellschaft ist nicht von der gleichen fraglosen Zugehörigkeit, wie dies bei sesshaften Einheimischen der Fall ist – Heimat erscheint aufgrund ihrer Erfahrungen in der Fremde nicht als etwas Selbstverständliches und Unhinterfragbares (vgl. Hannerz 1996: 110). Während sesshaften Personen die Zugehörigkeit zu ihrem Land als etwas Selbstverständliches wahrnehmen ist dies bei KosmopolitInnen nicht der Fall. Für diese ist Heimat ein „constant reminder of a precosmopolitan past, a privileged site of nostalgia“ (ebd.), einer Zeit, als die Frage nach nationaler Identität und Zugehörigkeit noch eindeutig und ohne Widerspruch mit Verweis auf das Herkunftsland beantwortet werden konnte.
Mit Heimat verbinden KosmopolitInnen jenen geographischen Raum, wo ihre Handlungskompetenz und Zugehörigkeit nicht hinterfragt wird bzw. nicht bewiesen werden muss; dieser Raum, in dem sie ihre Sozialisation erfahren haben und auf dessen Sinn- und Symbolsysteme der Großteil ihres Bezugssystems zurückgreift, erscheint KosmopolitInnen allerdings als vorhersehbar und daher oftmals langweilig (vgl. ebd.).
Sesshafte Personen im Herkunftsland begegnen KosmopolitInnen mit Skepsis und Misstrauen, verbinden diese doch in ihrer Person zugleich das Bekannte und Unbekannte miteinander. Anders als Fremde stammen KosmopolitInnen zwar aus dem gleichen Kontext wie Einheimische, sie greifen aber auf einen anderen Orientierungsrahmen als Einheimische zurück und können nicht die gleiche eindeutige Zugehörigkeit wie sie selbst vorweisen (vgl. Hannerz 1996: 110).

KosmopolitInnen verfügen über transnationale Kompetenzen, welche im Gegensatz zu lokal verorteten Kompetenzen ohne Wertverlust in eine andere Gesellschaft transportiert werden können (vgl. ebd.: 109).
Ihre Fähigkeiten sind nicht nur innerhalb der Grenzen ihres Herkunftslandes, sondern auch in einem länderübergreifenden Raum einsetz- und anwendbar. Anders als Locals können KosmopolitInnen ihre Wissenssysteme und Kompetenzen in einem transnationalen Kontext anwenden, da „cosmopolitan knowledge about things and the cosmopolitan's professional career easily extend beyond such local boundaries" (vgl. Ossewaarde 2007: 372).
KosmopolitInnen weisen eine geringe Standorttreue auf und greifen auf ein ortsungebundenes Bezugssystem zurück. Instabilität und Unsicherheit sind ein häufiger Bestandteil ihres mobilen, transnationalen Lebensstils, allerdings können sie damit erfolgreich umgehen, besitzen sie doch eine Art „built-in identity crisis", die es ihnen ermöglicht, ihre physische, psychische und soziale Mobilität kontinuierlich aufrechtzuerhalten (vgl. Ossewaarde 2007: 373f).

Ebenfalls einen Idealtyp von KosmopolitInnen beschreibt die Philosophin Martha Nussbaum, welche mit ihrer Sozialfigur von WeltbürgerInnen einen moralischen Kosmopolitismus verfolgt, dessen Leitidee von einer grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen und dem Gebot der Anerkennung, des Respekts und des Verantwortungsgefühls gegenüber Anderen ausgeht. Unabhängig von der nationalen, kulturellen oder religiösen Zugehörigkeit des Gegenübers soll diesem/dieser Respekt und Wertschätzung entgegengebracht werden (vgl. Nida-Rümelin 2006). WeltbürgerInnen sind demnach Individuen, deren Loyalitäten und moralische Verpflichtungen nicht auf nur einen Nationalstaat beschränkt sind, sondern einer weltweiten Gemeinschaft gelten und das Ziel haben, „to cultivate the goodwill of locals or nationals to become engaged with strangers, to cultivate a global sense of responsibility for the fate of strangers in distress, regardless of their group identity or social distinctions" (Ossewaarde 2007: 376).
Mit der Sozialfigur des/der Weltbürgers/Weltbürgerin, die überall zuhause ist, sich mit der Welt als Ganzes verbunden fühlt und keine nationalen Loyalitäten aufweist, geht Nussbaum laut Nida-Rümelin von einem Widerspruch zwischen lokalen und globalen Zugehörigkeiten und der Annahme aus, dass eine globale Orientierung nicht mit lokalen Bindungen kompatibel ist. Aber sind globale Bezüge tatsächlich nicht mit lokalen vereinbar – schließt das eine das andere aus?
Während Nussbaum dies bejaht, nimmt Tomlinson eine andere Position ein und argumentiert, dass eine kosmopolitische Haltung sich in der Fähigkeit zeigt, das Lokale und Globale miteinander zu vereinen, und daher eine globale Orientierung sehr wohl mit einer lokalen Orientierung kompatibel ist (vgl. Mau 2007: 178 zitiert nach Tomlinson 1999).

Zusammenfassend soll festgehalten werden, dass der Begriff Kosmopolitismus unterschiedliche Diskursstränge und Positionen umfasst. Diverse Forschungsarbeiten auf einer Mikro-, Meso- oder Makroebene ziehen Kosmopolitismus als Beschreibungskategorie für unterschiedliche soziale Phänomene heran.
Viele gehen von einem Zusammenhang zwischen Transnationalisierung und Kosmopolitisierung aus. Allerdings muss eine Zunahme von transnationalen Erfahrungen nicht zwangsläufig zu einer Kosmopolitisierung führen. Um dies zu illustrieren weist Mau auf die Attentäter des 11. Septembers hin, welche zwar aktiv in grenzüberschreitende Kommunikations- und Austauschbeziehungen involviert waren, jedoch trotz ihrer transnationalen Lebenswelt sich keine kosmopolitische Haltung von Toleranz und Offenheit zugelegt haben (vgl. Mau 2007: 181)
Das für Transnationalismus charakteristische länderübergreifende Denken und Handeln bringt also nicht automatisch eine kosmopolitische Haltung der Toleranz hervor. Die Tatsache, dass keine Deckungsgleicheit zwischen dem Erfahrungsraum von Individuen und dem nationalen Behälterraum mehr besteht, bedeutet nicht, dass wir alle zu KosmopolitInnen werden, warnt auch Beck (vgl. Mau 2006: 181 zitiert nach Beck 2002a).

5.1. Das kosmopolitische Potential Europas

Europa bzw. die Europäische Union ist ein Konzept, welches unterschiedliche Nationalstaaten, Ethnien, Religionen und Identitäten miteinander in politische, wirtschaftliche und soziale Austauschprozesse bringt, unter einem gemeinsamen Referenzrahmen verbindet und daher großes kosmopolitisches Potential hat. Dieses Potential erstreckt sich auf unterschiedliche Ebenen - auf einer Makroebene ermöglicht die Europäische Union den Mitgliedsstaaten eine gemeinsame wirtschaftliche und politische Kooperation und Regulierung, auf einer Mikroebene kann die Zunahme an länderübergreifenen Interaktionen zwischen EuropäerInnen eine kosmopolitische Haltung der Offenheit und Toleranz fördern.

Beck (2006: 163-178) sieht in Europa bzw. der Europäischen Union ein Konzept mit hohem kosmopolitischen Potential, welches sich allerdings nach wie vor einem methodischen Nationalismus verschrieben hat. Ein kosmopolitisches Europa müsse laut Beck aber die Fixierung auf den Nationalstaat als politische Handlungsinstanz zugunsten eines Kompetenztransfers auf eine supranationale, europäische Ebene aufheben und jenseits des Nationalstaates regieren.
Angesichts der globalen Dimension vieler Probleme, zum Beispiel des Terrorismus, könne der Nationalstaat nicht mehr genug ausrichten, weswegen nach gemeinsamen, supranatio-

nalen Lösungen gesucht werden müsse. Beck argumentiert daher gegen politische Alleingänge von Nationen und für ein Handeln im Kollektiv. Im Zeitalter von globalen Problemen sei daher die Europäische Union als supranationale Handlungsinstanz von größter Wichtigkeit. Einer Schwächung des Nationalstaates kann Beck nichts Schlechtes abgewinnen. Mit einem Kompetenztransfer vom Nationalstaat auf eine europäische Ebene würden sich neue Chancen für die europäischen Nationen ergeben, argumentiert Beck. Ein kosmopolitisches Europa ist für ihn Hoffnungsträger für Freiheit in einer turbulenten, globalen Welt.
Politische und rechtliche Entwicklungen innerhalb der Europäischen Union, wie die Einführung einer gemeinsamen Währung, der Abbau von Grenzen und die Entwicklung einer europäischen Gesetzgebung haben laut Beck massiv zu einer Kosmopolitisierung von Europa beigetragen. Mit einer europäischen Gesetzgebung haben sich die einzelnen Staaten verpflichtet, sich an die darin festgelegten Menschenrechte zu halten, mit dem Resultat dass das ehemalige Konfliktpotential zwischen europäischen Staaten einer gegenseitigen Loyalität gewichen ist: „all states must submit to an internal process of self-democratization and must protect human rights and civil liberties, with the result that a war between members has become unthinkable“ (Beck 2006: 175).
Allerdings tritt Beck nicht für die Entstehung eines europäischen Superstaates und der Auflösung der einzelnen Nationen ein; Ziel eines kosmopolitischen Europas ist ein „cosmopolitan unity of the recognition and reconcilation of many national and regional histories“ zu schaffen (Beck 2006: 176).
Die Vielfalt an unterschiedlichen Ethnien, Nationen und Identitäten innerhalb Europas kann und soll nicht von einem europäischen Hegemonialmodell ersetzt werden; Ziel ist vielmehr die Anerkennung und Wertschätzung von Differenz zwischen und innerhalb der europäischen Nationen.

Beck untersucht Europäisierungsprozesse anhand politischer Prozesse und der Verteilung von Handlungsinstanzen zwischen Nationalstaaten und der Europäischen Union.
Für ihn ist ein Transfer der Handlungsinstanzen des Nationalstaates auf eine übergeordnete europäische Ebene Vorraussetzung für die Entstehung einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft.
Andere AutorInnen haben den Europäisierungsprozess auf einer Mikroebene thematisiert und die Frage nach der Identifizierung von EU-BürgerInnen mit dem Konzept Europa gestellt. Für Boon/Delanty (2007: 35f) zum Beispiel ist Europäisierung mit einem Identifizierungsprozess verbunden, der sich anhand eines Wechselspiels zwischen lokalen und globalen Bezügen, also zwischen nationalen und europäischen Bezügen entfaltet. Dadurch würden neue, nationenübergreifende Zugehörigkeitsmodelle entstehen, welche die Entwicklung einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft unterstützen würden.

Eine europäische Identität würde nun nicht nationale Identitäten ersetzen, sondern diese um neue Bezugsebenen erweitern. Erst durch einen gegenseitigen Austauschprozess der unterschiedlichen Zughörigkeitsformen miteinander könne laut Boon/Belanty nämlich eine kosmopolitische, europäische Identität entstehen (vgl. Boon/Delanty 2007: 35f).

Egal ob auf der Makroebene des Nationalstaates oder der Mikroebene von EU-BürgerInnen, Vorraussetzung einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft ist die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven, Wert- und Normsystemen, und das Ziel, Europa „as a space of intercultural understanding, where people are willing to engage, both mentally and experimentally, with fellow European citizens and with other people and cultures“ zu gestalten (vgl. Rovisco 2007: 217).

6. Zusammenfassung

Hier sollen die für die Forschungsfrage relevantesten Aspekte der vorgestellten theoretischen Konzepte in knapper Form zusammengefasst werden.

Zugehörigkeit ist in dieser Arbeit mir Rekurs auf Mecheril als ein Begriff zu verstehen, der die Beziehung eines Elements zu anderen Elementen, welche durch ein Gemeinhaben von signifikanten Merkmalen charakterisiert sind, zum Ausdruck bringt. In dieser Arbeit sind die Elemente territorial konnotierte Kollektive, welche sich durch eine Wir-Gemeinschaft und eine von anderen Kollektiven abgrenzende kollektive Identität kennzeichnen, und denen ein binäres Ordnungsprinzip zugrunde liegt, das auf einer Differenzziehung zwischen dem „Wir“ des Kollektivs und dem „Nicht-Wir“ der davon ausgeschlossenen Kollektive basiert.
Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, also die Zugehörigkeit zu einer national/ethnisch/kulturell konnotierten Wir-Gemeinschaft, konstituiert sich aus symbolischer Mitgliedschaft, biographischer Verbundenheit und habitueller Wirksamkeit mit dem Zugehörigkeitskontext. Symbolische Mitgliedschaft nimmt Bezug auf formelle und informelle Mitgliedschaftssignale, in einem nationalen Kontext wäre das zum Beispiel die Staatsbürgerschaft, biographische Verbundenheit kennzeichnet die Verbindung der individuellen Biographie einer Person mit dem Zugehörigkeitskontext, und habituelle Wirksamkeit bezieht sich auf die Fähigkeit, in dem Zugehörigkeitskontext handlungsfähig zu sein und die Handlungsnormen des Zugehörigkeitskontextes subjektiv zu bejahen.
Es muss hervorgehoben werden, dass Zugehörigkeit kein einmalig hergestelltes Geschehen, sondern wandel- und veränderbar ist und sich kontinuierlich in dem durch Mitgliedschaft, Wirksamkeit und Verbundenheit aufgeschlossenen Feld konstituiert.

Die Zielgruppe dieser Studie ist Teil eines neuen Typus von europäischen TransmigrantInnen. Transnationale Migration bezeichnet eine Wanderungsbewegung, „bei dem der Wechsel zwischen Orten in verschiedenen Nationalgesellschaften keine einmalige bzw. vorübergehende Ausnahmeerscheinung, sondern wiederkehrender Bestandteil von (Über-) Lebensstrategien ist“ (Pries 2001a).
TransmigrantInnen spannen ihre Lebenswelt über bzw. jenseits der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft auf und engagieren sich in grenzüberschreitenden Beziehungen und Aktivitäten. Sie bewegen sich in einem transnationalen sozialen Raum, der allerdings nicht grenzenlos ist, sondern nach wie vor Referenzen zu unterschiedlichen Nationalstaaten aufweist.
Da diese Studie die Selbstverortung von in London lebenden AuslandsösterreicherInnen untersucht, ist es wichtig festzuhalten, dass Transnationalismus factettenreiche, oftmals widersprüchliche Zugehörigkeiten mit sich bringt und durch transnationale Migration neue Formen der Selbstpositionierung und des Selbstverständnisses von Individuen entstehen. TransmigrantInnen verfügen über „varying and multiple identites“ (Glick Schiller et al. 1992: 4); ihre Identität basiert nicht auf dem Referenzsystem nur eines Nationalstaates, sondern sie inkorporieren in ihrer Identität Elemente aus der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft, transformieren diese aber laut Glick Schiller et al. zu etwas Eigenem und entwickeln neue Identitäts- und Zugehörigkeitskonzepte.

TransmigrantInnen bewegen sich in transnationalen sozialen Räumen, die sich jenseits von Nationalstaaten aufspannen. Das Konzept Kosmopolitismus beschreibt nun angesichts dieser Prozesse von Grenzabbau und Grenzenlosigkeit ein neues Verhältnis zur Welt, welches durch Toleranz, Offenheit und ein globales Verantwortungsgefühl geprägt ist.
KosmopolitInnen können mit Rekurs auf Hannerz’ Typologie in „wahre“ und „reale“ KosmopolitInnen unterteilt werden. Wahre KosmopolitInnen streben in der fremden Aufenthaltsgesellschaft ein „going native“ an und inkorporieren die Norm- und Wertgebilde der fremden Kultur in ihrer lebensweltlichen Alltagspraxis, sodass sie sich ohne Verwechslung unter den anderen bewegen können. Reale KosmopolitInnen hingegen streben nicht ein „going native“ an und zeigen auch nicht den Wunsch sich in der fremden Gesellschaft eine Handlungskompetenz anzueignen, mit der sie zur Hinterbühne der Gesellschaft vorzudringen in der Lage wären.
Wahre KosmopolitInnen sind weiters Individuen, deren Loyalitäten und moralische Verpflichtungen nicht auf nur eine nationale Wir-Gemeinschaft begrenzt sind, sondern einer weltweiten Gemeinschaft gelten und sich nach dem Ideal einer grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen und der Anerkennung, des Respekts und des Verantwortungsgefühls Anderen gegenüber orientieren. Als Folge davon lehnen sie nationale Loyalitäten ab.

III Intra-Europäische Wanderungsbewegungen

In diesem Kapitel wird nun erörtert, wie groß das Ausmaß von innereuropäischen Wanderungsbewegungen ist, welche die ausschlaggebenden Migrationsmotive sind, aus welchen Bevölkerungsschichten sich die Wanderungspopulation konstituiert und welche nationalen und europäischen Identitätsbezüge mobile EuropäerInnen[1] vorweisen.

Recchi et al. (2003), welche im Rahmen des Pioneur Forschungsprojektes[2] „Mobility and the emergence of European Identity among National and Foreign Citizens in the EU" europäische Wanderungsbewegungen untersucht haben, unterteilen europäische Migrationsströme in drei Wanderungsgruppen: ArbeitsmigrantInnen, welche aus Entwicklungsländern in die Europäische Union migrieren, Flüchtlinge und AsylwerberInnen, welche ihr Herkunftsland aufgrund rassischer und politischer Verfolgung verlassen müssen, und hochqualifizierte EuropäerInnen, welche zwischen europäischen Ländern wandern.
Seit den 1990er Jahren ist laut Recchi et al. ein starker Anstieg von Wanderungsströmen der dritten Gruppe, also von hochqualifizierten Personen zu verzeichnen, der zum einen auf veränderte Rahmenbedingungen und dem Abbau von Mobilitätsbarrieren innerhalb der Europäischen Union, aber auch auf eine erhöhte Mobilitätsbereitschaft einer jungen Generation von EuropäerInnen zurückzuführen ist (vgl. Recchi et al. 2003: 34).
Eine Steigerung der Mobilitätsrate ist laut Recchi et al. eines der Hauptanliegen der Europäischen Union, da mit einer erhöhten Mobilitätsrate eine wirtschaftliche Effizienzsteigerung und das Verstärken der Austauschbeziehungen zwischen den Mitgliedsstaaten in Zusammenhang gebracht wird.
Um länderübergreifende Mobilität innerhalb der Europäischen Union zu steigern, wurden Mobilitätsbarrieren sukzessive abgebaut. So wurden mit dem Schengen Abkommen Grenzkontrollen zwischen den Mitgliedsstaaten[3] abgeschafft und ein freier Waren- und Personenverkehr, sowie eine Dienstleistungs- und Kapitalverkehrsfreiheit gewährleistet.
Zudem wurden Regelungen getroffen, welche EuropäerInnen eine Europaweite Anerkennung ihrer beruflichen Abschlüsse und Qualifikationen sowie eine Arbeitserlaubnis garantieren. Aufgrund des Nichtdiskriminierungsgesetzes sind alle EU-BürgerInnen auf dem europäi-

[1] Innereuropäische Wanderungsbewegungen sind, wie noch erörtert wird, dadurch gekennzeichnet, dass in vielen Fällen keine dauerhafte Niederlassung in dem Zielland erfolgt, sondern zwischen unterschiedlichen europäischen Mitgliedsstaaten gependelt wird, oder nach einer gewissen Zeitperiode im Aufenthaltsland in das Herkunftsland zurückgekehrt, oder in einen neuen Zielort gezogen wird. Aus diesem Grund werden in diesem Kapitel die Begriffe Mobilität und Migration bzw. mobile EuropäerIn und innereuropäische MigrantIn synonym verwendet.

[2] Die Pioneur Research Group ist ein internationales, von der Europäischen Kommission finanziertes Forschungsnetzwerk, an dem Forschungsgruppen an der University of Alicante, Universitá die Firenze, Oxford University, CEVIPOF in Frankreich und ZUMA im Zeitraum 2003-2006 unterschiedliche Aspekte von innereuropäischer Mobilität untersucht haben. Mehr Informationen und die hier zitierten Papers finden sich unter: http://www.obets.ua.es/pioneur/resultados.php

[3] Mit Ausnahme von Irland und Großbritannien

schen Arbeitsmarkt gleichgestellt und haben gleiches Recht und Anspruch auf Sozialleistungen (vgl. Recchi/Nebe 2003: 5). Zudem haben diverse Austauschabkommen, wie das Erasmusabkommen unter Universitäten, Anreizstrukturen für Mobilität unter hochqualifizierten EuropäerInnen geschaffen (Recchi et al. 2003: 34).
Angesichts der Tatsache, dass Grenzkontrollen, Visa- und Registrierungspflicht in den meisten europäischen Ländern nun der Vergangenheit angehören, sind EuropäerInnen theoretisch in der Lage ohne Einschränkung zwischen ihrem Herkunftsland und anderen Mitgliedsländern zu pendeln.
Die veränderten Rahmenbedingungen haben sich in einem Wandel der Wanderungsform niedergeschlagen – klassische Wanderungsbewegungen, also eine Auswanderung aus dem Herkunftsland mit dem Ziel einer dauerhaften Niederlassung im Zielland, sind dabei einer "short-term, commuting and rotation mobility" gewichen (vgl. Recchi 2005: 8).
Intra-europäische Migrationsbewegungen geschehen also in der Regel nicht mit dem Ziel einer dauerhaften Niederlassung in dem Zielort, sondern sind durch eine zeitliche Begrenzung des Aufenthaltes oder durch Pendelbewegungen gekennzeichnet.

Aber trotz des Abbaus von Mobilitätsbarrieren und der Schaffung von Anreizstrukturen liegt die Mobilitätsrate innerhalb der Europäischen Union bei lediglich 1,5 Prozent; anders formuliert leben nur 1,5 Prozent der Gesamtbevölkerung der 25 EU-Mitgliedsstaaten in einem anderen Land als ihrem Herkunftsland (vgl. Schneider 2008). Im Vergleich dazu leben 80 Prozent aller EuropäerInnen aus den 25 EU-Mitgliedsstaaten in jener Region, in welcher sie geboren und aufgewachsen sind (vgl. ebd.). Schneider (2008) kommt in seiner aktuellen Studie über berufsbedingte Mobilität innerhalb Europas zu dem Ergebnis, dass unter EuropäerInnen „the willingness for relocation is small and a significant increase during the next decade is not to be expected."
Allerdings dürfte der tatsächliche Prozentsatz an mobilen EuropäerInnen wesentlich höher als die angenommenen 1,5 Prozent sein. Innereuropäische Mobilität kennzeichnet nämlich eine deutlich geringere Sicht- und Messbarkeit als Migrationsformen, welche in einer dauerhaften Niederlassung in dem Zielort resultieren: „[D]ata on flows are much less complete than data on the stocks of migrants in the EU" (ebd.: 14). Hinzu kommt das Problem, dass die Erhebungsmethoden und die Definition des Begriffes „MigrantIn" bei statistischen Erhebungen von Land zu Land variieren, und daher der gleiche sprachliche Ausdruck nicht zwingend den gleichen Sachverhalt bezeichnet.
Aufgrund der in vielen Fällen zeitlichen Begrenzung des Aufenthaltes wird von mobilen EuropäerInnen häufig auch keine Registrierung in dem Aufenthaltsland vorgenommen, sodass sie von statistischen Zählungen nicht als MigrantInnen erfasst werden. Die Mobilität vieler

EuropäerInnen, folgert Recchi daher, „is becoming too volatile for the statistical eye“ (Recchi 2005: 17).

7. Intra-Europäische Wanderungspopulationen

Für Verwiebe, der die Lebens- und Berufsverläufe von mobilen Personen aus Großbritannien, Frankreich, Italien, Dänemark und Polen untersuchte, ist eine strukturelle Veränderung von intra-europäischen Wanderungspopulationen feststellbar. Er stellt fest, dass in Europa ein Wechsel von einer Unterschichtswanderung zu Wanderungen von MigrantInnen mit unterschiedlichen Positionen und Qualifikationen beobachtbar ist (vgl. Verwiebe 2004: 195). Heutige MigrantInnen sind laut Verwiebe vor allem Dienstleistungsbeschäftigte, die aus verschiedenen Gebieten Europas stammen und unterschiedliche Qualifikationen mitbringen (vgl. ebd.: 190).
Auch das Pioneur Forschungsprojekt kam zu dem Ergebnis, dass eine Änderung von intra-europäischen Wanderungsströmen feststellbar ist und die Wanderungsbewegungen heute unterschiedlichste Bevölkerungsgruppen umfassen, von in den Süden ausgewanderten PensionistInnen bis zu hochqualifizierten Personen, die zwischen Nord- und Mitteleuropa wandern:

> Our data show that intra-EU migrants are changing in their social composition. While once they were predominantly low-skilled economic migrants - like ‘guest-workers’ from South to North - more recently they tend to be better educated, highly skilled labour migrants, and they also partly come with other motivations, such as to retire and to study. There are by now strong migration flows of retired people from North to South as well as movements of the highly skilled particularly between the different countries of Northern and Central Europe. (Pioneur Final Conference Paper 2006: 3).

Laut Recchi (2005: 16) wandern sehr häufig junge, aus oberen Gesellschaftsschichten stammende und über ein hohes Bildungskapital verfügende EuropäerInnen.
Schneider, der die Ursachen, Bedingungen und Konsequenzen von berufsbedingter innereuropäischer Mobilität in den Ländern Frankreich, Deutschland, Spanien, Polen, Belgien und der Schweiz untersuchte, kam zu dem Ergebnis, dass vor allem zwei Bevölkerungsgruppen berufsbedingt mobil sind: Personen mit Universitätsabschluss und Personen in prekären Arbeitsverhältnissen (vgl. Schneider 2008).
Laut Rother/Langer (2004: 16) wird die Mobilitätsbereitschaft von EuropäerInnen vor allem von zwei Faktoren, nämlich ihrem Alter und Bildungskapital beeinflusst. Generell gilt, je jünger die Person und je höher ihr Bildungskapital ist, desto größer ist die Mobilitätsbereitschaft;

ältere Personen mit niedrigem Schulabschluss sind demnach kaum zu einem transnationalen Wohnortwechsel innerhalb Europas bereit.
Wie die zitierten Untersuchungen zeigen, betreffen innereuropäische Wanderungsbewegungen häufig junge Bevölkerungsgruppen, die über ein hohes sozioökonomischen Kapital verfügen; laut Recchi (2005: 18) aber könne man dennoch nicht von einer „Elite-Wanderung“ sprechen, da EuropäerInnen aus unteren Gesellschaftsschichten ebenso wandern, meist um ökonomisches Kapital zu akkumulieren.

Die Hälfte der von der Pioneur Studie erfassten mobilen EuropäerInnen können frühere Migrationserfahrungen vorweisen und werden daher als ‘supermobile’ (Pioneur Final Conference Paper 2006: 5) bezeichnet.
Mit einem transnationalen mobilen Lebensstil sind allerdings auch Konsequenzen verbunden. So hat Verwiebe (2004: 186) festgestellt, dass mit Mobilität häufige Positionswechsel, eine erhöhte Abstiegsmobilität sowie ein erhöhtes Risiko von Umbrüchen und Diskontinuitäten bedingt durch Berufswechsel und Erwerbsunterbrechungen einhergehen. Besonders jüngere mobile EuropäerInnen sind laut Verwiebe (ebd.: 198) größeren Risiken und Diskontinuitäten als ältere Generationen ausgesetzt, und ihre Lebens- und Berufsverläufe sind durch besondere Suchbewegungen gekennzeichnet.

8. Migrationsmotive von mobilen EuropäerInnen

Was intra-europäische Migrationsbewegungen betrifft, ist nicht nur eine Veränderung der Wanderungspopulation, sondern auch eine Veränderung der Migrationsmotive festzustellen (vgl. Pioneur Final Conference Paper 2006: 3).
Im Gegensatz zu herkömmlicher Arbeitsmigration spielen bei Wanderungen innerhalb Europas ökonomische Motive eine nur untergeordnete Rolle, wohingegen soziale und kulturelle Mobilitätsgründe im Vordergrund stehen. So schreibt Verwiebe (2004: 185), dass „die ökonomischen Gründe eine[n] relativ geringen Stellenwert haben und transnationale Mobilität innerhalb Europas viel stärker auf sozialen und kulturellen Motiven beruht.“
Nur 14 Prozent der von Verwiebe befragten mobilen EuropäerInnen gaben als Motiv für ihre Mobilität ökonomische und berufliche Gründe an, während ein knappes Drittel der befragten Personen als Motiv soziale Gründe nannte. Familiäre und persönliche Gründe nehmen also einen deutlich größeren Stellenwert als ökonomische Gründe ein und sind der wichtigste Motor für Wanderungen innerhalb Europas. Auch kulturelle Aspekte, zum Beispiel Interesse an der Kultur oder Sprache des Zielortes, sind ein häufiges Motiv für Mobilität innerhalb Europas.

Auch andere Studien (Pioneur 2006, Schneider 2008) kommen zu dem Ergebnis, dass ökonomische Motive nur selten Auslöser von Migrationsentscheidungen sind, und in den meisten Fällen das Hauptmotiv die Partnerschaft, also der Nach- bzw. Hinzug zu dem Partner/der Partnerin, ist.

Innereuropäische Wanderungsbewegungen weichen also nicht nur in ihrer Form (insofern als in vielen Fällen keine dauerhafte Niederlassung an dem Zielort erfolgt), sondern auch in ihren Migrationsmotiven vom klassischen Migrationsmodell ab. Als der „Prototyp der Wanderung in modernen Gesellschaften" (Treibel 1990: 20) gilt nämlich die Arbeitsmigration, also Wanderungen aufgrund von ökonomischen Motiven, wie einer aussichtslosen wirtschaftlichen Lage im Herkunftsland und großen Einkommensunterschieden zwischen Herkunft- und Zielland. Wanderungsbewegungen in Europa finden nun jedoch unter anderen Rahmenbedingungen statt – so ist das Einkommensgefälle zwischen EU-Mitgliedsstaaten deutlich geringer als zwischen einem EU-Mitgliedsstaat und einem Entwicklungsland, wodurch ökonomische Anreize zwischen EU-Mitgliedsstaaten in nur geringem Ausmaß vorhanden sind.

9. Identität von mobilen EuropäerInnen

Es gibt zwar einige Studien, welche sich mit der Entstehung von europäischen Identitätsbezügen unter EuropäerInnen befassen (vgl. Mau 2007: 220), allerdings gibt es nur vereinzelte Studien, welche die territorialen Identitätsbezüge von intra-europäischen MigrantInnen thematisieren.

Einige der wenigen, die mit einer quantitativen Studie die nationalen und europäischen Identitätsbezüge von mobilen EuropäerInnen untersucht haben, sind die beiden Soziologinnen Ettore Recchi und Tina Nebe. Identität definieren sie dabei als „social and dynamic, both categorical and relational, qualities of our auto-defined Self concept […] [which] allows for an investigation of the possible mixing or `hybridisation´ of identities due to a change in the context the actor moves in" (Recchi/Nebe 2003: 9). Identitätskonstruktion erfolgt also nach einem Dichotomieprinzip, wonach sich das Selbst von anderen abgrenzt – eine Selbstidentifizierung als ÖsterreicherIn oder EngländerIn, Frau oder Mann usw. basiert immer auf dem Vorhandensein einer Gegenkategorie. „The identity of the Self is always dependent on the possibility of difference" schreiben Recchi/Nebe (2003: 10) und betonen, dass Identitätsprozesse nur in Abgrenzung zu einem unterschiedlichen Gegenüber erfolgreich sein können.

Ihre Studie nun kam zu dem Ergebnis, dass etwa die Hälfte von innereuropäischen MigrantInnen so genannte „tripartite territorial identities" besitzt und ihre Identität sowohl mit dem Herkunftsland, dem Aufenthaltsland und der EU in Verbindung bringt. Diese Personen verfügen in der Regel über ein hohes Bildungskapital, leben in einer Partnerschaft mit einer aus

dem Herkunftsland stammenden Person, und sind der Europäischen Union sehr positiv gegenüber eingestellt (vgl. Pioneur Final Conference Paper 2006: 6).

Von der verbleibenden Hälfte identifizieren sich 17,7 Prozent sowohl mit dem Herkunfts- und Zielland, 16,7 Prozent mit Europa und dem Herkunfts- *oder* Aufenthaltsland, und 15,9 Prozent identifizieren sich nur mit dem Herkunftsland *oder* dem Aufenthaltsland *oder* Europa (vgl. Pioneur Final Conference Paper 2006: 6f).

Die Studie kam auch zu dem Ergebnis, dass für mobile EuropäerInnen ihr Herkunftsland einen deutlich geringeren Stellenwert für ihre Identitätsbezüge einnimmt als dies bei „stayers", also ortsgebundenen EuropäerInnen der Fall ist, die Mehrheit allerdings dennoch eine subjektive Verbundenheit mit dem nationalen Kontext ihres Herkunftslandes vorweist. Während ihre Identifikation mit dem Herkunftsland verglichen mit ihren sesshaften Counterparts schwächer ausgeprägt ist, kehrt sich das Verhältnis bei der Zugehörigkeit zu Europa um - mobile EuropäerInnen identifizieren sich wesentlich stärker mit dem Konzept Europa als dies bei sesshaften Personen der Fall ist.

Mobile EuropäerInnen sind daher eine wichtige Triebkraft bei der Herausbildung einer europäischen Identität. So betont auch das Pioneur Forschungsprojekt in ihrem Abschlusspaper: „In sum, EU movers contribute to reinforce the legitimacy of the EU. They form a 'carrier group' of European identity, the living testimonials of an ever closer Union" (Pioneur Final Conference Paper 2006: 11).

Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass auch die Europäische Union innereuropäische Mobilität als zentralen Bestandteil für die Entwicklung einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft erkannt und mit dem Maastricht Vertrag Abbau von Mobilitätsbarrieren in die Wege geleitet hat.

Auch Verwiebe (2004: 195) betont, dass innereuropäische Wanderungsbewegungen die europäische Integration der Mitgliedsländer unterstützt, ohne dass es im Zuge dessen zu schwerwiegenden sozialstrukturellen Verwerfungen kommt.

Innereuropäische MigrantInnen spielen bei Europäisierungsprozessen insofern eine zentrale Rolle, als sich eine europäische Integration nicht nur durch institutionelle und juristische Reformprozesse, sondern ebenso anhand der alltagsweltlichen Lebenspraxis von EuropäerInnen vollzieht, und mobile EuropäerInnen demnach zu der Entstehung einer europäischen Gesellschaft und einer europäischen Identität signifikant beitragen.

„Intra-EU migrants sit on the cutting edge of social change in Europe. They straddle at least two issues that are on top of the agenda of European studies: the integration of European societies and the emergence of an European collective identity" betonen Recchi/Nebe (2003: 18).

Zusammenfassung

Intra-europäische Wanderungsbewegungen sind nicht mit „klassischen“ Wanderungsbewegungen vergleichbar, da sie unter anderen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen stattfinden und auf anderen Push & Pull Faktoren basieren. Anders als bei „klassischen“ ArbeitsmigrantInnen spielen ökonomische Gründe als Wanderungsmotiv nur selten eine Rolle, und aufgrund von veränderten rechtlichen Rahmenbedingungen sind für mobile EuropäerInnen keine institutionellen Hindernisse zu erwarten.

Auch die Art und Weise, wie innerhalb der Europäischen Union gewandert wird, unterscheidet sich von klassischen Wanderungsströmen – anstatt dass eine dauerhafte Niederlassung in dem europäischen Zielort angestrebt wird, ist innereuropäische Migration häufig durch eine zeitliche Begrenztheit und zirkuläre Bewegungsform gekennzeichnet. „The emerging pattern of Europeans’ mobility project“, schreibt Recchi (2005: 17), „is likely to be bite-and-go migration.“

Innereuropäische Mobilität verläuft also anders als jene Bewegungen von Menschen im geographischen und sozialen Raum, wie sie MigrationssoziologInnen in der Regel untersuchen. Der Aufenthalt in dem Zielort ist häufig von vorne herein auf eine bestimmte Zeitperiode begrenzt, nach deren Ablauf ein Rückzug in das Herkunftsland oder ein Weiterzug zu einem neuen Zielort erfolgt. Recchi bezeichnet die AkteurInnen aktueller innereuropäischer Wanderungsbewegungen daher als „guests [who] come to stay and go“ (Recchi 2005: 18).

IV Methodisches Vorgehen

In diesem Kapitel soll nun das methodische Vorgehen dieser Studie und der Forschungsprozess nachvollziehbar beschrieben werden.
Bei dieser Magisterarbeit handelt es sich um keine Literaturarbeit – die Forschungsfrage wird nicht mithilfe bereits vorliegender Studien und theoretischer Konzepte, sondern mithilfe einer eigenständig durchgeführten empirischen Feldstudie beantwortet, für die mit Angehörigen der Zielgruppe qualitative Interviews durchgeführt und ausgewertet wurden.

Als Forschungsdesign für die Untersuchung wurde eine qualitative Studie gewählt, da sich qualitative Methoden besonders gut für die Exploration eines neuen Feldes eignen (vgl. Diekmann 2003: 30).
Zur Datenerhebung wurden neun qualitative Interviews mit Angehörigen der Zielgruppe geführt und diese anschließend mit dem Kodierverfahren der Grounded Theory ausgewertet.
Im Gegensatz zu einer quantitativen Vorgehensweise wird bei einer qualitativen Forschung mit sehr kleinen Stichproben gearbeitet. Dies liegt zum Teil daran, dass die Durchführung, Transkription und Auswertung von qualitativen Interviews in der Regel sehr arbeits- und zeitaufwändig ist. Ziel dieser Arbeit ist es auch nicht, statistisch repräsentative und generalisierte Ergebnisse über die Zielgruppe zu erhalten und „das gewonnene Material […] auf statistische Kennwerte zu verdichten“ (Diekmann 2003: 445), sondern anhand weniger, dafür tiefgehender und intensiv ausgewerteter Interviews eine dichte Beschreibung des Forschungsfeldes zu ermöglichen.

Qualitative Sozialforschung baut auf einem qualitativen Paradigma auf. Dieses wird im nächsten Kapitel beschrieben wird, da es auch die methodologische Grundlage dieser empirischen Feldstudie ist. Im Anschluss daran wird die Grounded Theory vorgestellt, eine Forschungsstrategie, welche auf der Grundlage von empirischen Daten eine Theorie entwickelt, und nach welcher sich der Forschungsprozess dieser Studie gerichtet hat.
Die Beschreibung der methodologischen Grundlagen hat eine bessere Nachvollziehbarkeit der einzelnen Schritte des Forschungsprozesses zum Ziel. Diese Schritte – beginnend mit der Auswahl des Forschungsthemas und dem Zugang zum Feld – werden in den nachfolgenden Kapiteln vorgestellt und reflektiert.

10. Methodologische Grundlagen

10.1. Das qualitative Paradigma

Das qualitative Paradigma steht für eine Forschungsrichtung, die sich gegen eine starre Orientierung an Forschungsnormen und Forschungstechniken und für „Kreativität in der Abstimmung der Forschungsorganisierung, die Anwendung und Modifikation von Methoden bezüglich des interessierenden Forschungsgegenstandes sowie die sorgfältige Analyse, die eine erfolgreiche und erkenntniserweiternde wissenschaftliche Tätigkeit auszeichnen“ (Lueger 2000: 12f) ausspricht.
Qualitative Sozialforschung verwendet keine statistischen Verfahren oder Methoden der Quantifizierung, sondern nicht-mathematische analytische Vorgehensweisen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 3). Sie ist an der Subjektperspektive interessiert und hat zum Ziel, Lebenswelten und soziale Systeme aus der Perspektive der Handelnden zu beschreiben und die den Systemen und Handlungen zugrunde liegenden Deutungsmuster und Strukturen theoretisierend aufzuarbeiten.
Grundlage des qualitativen Paradigmas ist die Annahme, dass kein Phänomen Produkt des Zufalls, sondern ein Produkt vielschichtiger und komplexer gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen ist.

Das qualitative Paradigma geht davon aus, dass Wirklichkeit an den Menschen gebunden ist und Erkenntnis über die Wirklichkeit nur durch den Menschen und seine Handlungen gewonnen werden kann. Eine subjektunabhängige Wirklichkeit ist daher laut dem qualitativen Paradigma der Erkenntnis nicht zugänglich (vgl. Lueger 2000: 17)
Menschen (re-)konstruieren in Austausch und Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt eine Wirklichkeit und gestalten diese permanent neu. Dieser „Prozeß der Welterzeugung“ (Lueger 2000: 21) macht auch vor der Wissenschaft nicht Halt. In der Sozialforschung wirkt sich zum Beispiel die jeweilige Perspektive des Forschers bzw. der Forscherin auch auf deren wissenschaftlichen Blick und auf die Auswahl, Erhebung und Auswertung des Datenmaterials aus. Die Subjektivität des Forschers/der Forscherin darf jedoch nicht ignoriert, sondern muss reflektiert und offen gelegt werden (vgl. Legewie 2003: 11).
Das qualitative Paradigma ist gekennzeichnet durch eine dialektische Betrachtungsweise – Wirklichkeit wird als Totalität aufgefaßt, und bei der Untersuchung von Phänomenen wird immer auch der Entstehungskontext mitberücksichtigt. Qualitative Sozialforschung interessiert sich für den Gesamtzusammenhang von Phänomenen, sodass auch die Rolle des Forschers/der Forscherin bei der Forschung thematisiert wird.

Das qualitative Paradigma legt nämlich große Aufmerksamkeit auf die „Interpretationsimprägniertheit“ des gesammelten Datenmaterials. Anders ausgedrückt weist es darauf hin, dass die Datenerhebung, Datenauswertung und die wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung generell von der Wirklichkeit der ForscherInnen beeinflusst wird. Erkenntnisse, schreibt Lueger, sind „Konstruktionen aus einer spezifisch wissenschaftlichen Perspektive, die den Erkenntnisgegenstand theoretisierend dem Verständnis zugänglich machen“ (Lueger 2000: 40).

Die qualitative Sozialforschung basiert auf Alltagsstrategien der Interpretation – das Datenmaterial wird nach den Prinzipen der alltagshermeneutischen Interpretation konstituiert, rekonstruiert und interpretiert (vgl. Lueger 2000: 41). Allerdings unterscheidet sich die Vorgehensweise einer wissenschaftlichen Interpretation insofern von jener der Alltagsinterpretation, als dem Selbstverständlichen und Gewohnten mit einem systematischen Zweifel begegnet wird. Dies geschieht, indem das Datenmaterial zerstückelt wird, um eine Interpretation ohne Vorannahmen über den Gegenstandsbereich gewährleisten zu können, wodurch die Dynamik der dahinterstehenden sozialen Welt erkundet werden kann (vgl. ebd.).
Ein zentrales Anliegen des qualitativen Paradigmas ist, dass wissenschaftliche Erkenntnis nicht durch die Vorurteile der forschenden Personen und bestehende Diskurse in der Gesellschaft beeinflusst werden soll. Stattdessen soll qualitative Sozialforschung alternative Sichtweisen erschließen und nach Neuem suchen (vgl. Lueger 2000: 13).
Um dies zu ermöglichen, postuliert das interpretative Paradigma eine möglichst offene Erforschung von sozialen Phänomenen und spricht sich gegen die Anwendung von methodisch-technischen Regelwerken aus (vgl. ebd.: 11).
Standardisierte Erhebungs- und Auswertungsmethoden lehnt das interpretative Paradigma mit dem Argument, dass diese nur das Bekannte greifbar machen und nicht das Neue und Unbekannte thematisieren können, ab (vgl. ebd.: 29).

Das qualitative Paradigma spricht sich daher stattdessen für eine methodische und inhaltliche Offenheit und Flexibilität im Forschungsprozess aus. Die Forschungsstrukturierung soll nicht im Vorfeld festgelegt werden und nach einem fixierten Zeit- und Ablaufplan ablaufen; stattdessen soll sich der Ablauf des Forschungsprozesses nach dem Feld richten, weswegen exakte Planungen nicht möglich bzw. ungeeignet sind. Um sicherzustellen, dass der/die ForscherIn sich auf die Dynamik des Forschungsfeldes und den jeweiligen Erkenntnisstand einlässt, ist nur eine Rahmenplanung sinnvoll, die erst im Laufe des Forschungsverlaufes präzisiert wird, sodass das Forschungsdesign auf die Bedürfnisse und Erkenntnisse der unterschiedlichen Phasen des Forschungsverlaufes angepasst werden kann.
Daher werden die Phasen der Datenerhebung und Datenauswertung nicht linear durchlaufen, sondern Datensammlung und Datenauswertung wechseln sich ständig ab, wodurch der For-

schungsverlauf dem jeweiligen Erkenntnisgewinn angepasst werden kann. Ergeben sich zum Beispiel nach der ersten Auswertung Erkenntnisse, die genauerer Überprüfung bedürfen, so kann zu diesem Zweck entsprechendes Datenmaterial erhoben und ausgewertet werden. Der Forschungsverlauf verläuft also zyklisch und ist im Vorfeld nicht genau geplant, sondern den Dynamiken des Feldes angepasst.

Eine qualitative Sozialforschung verlangt nach speziellen Fertigkeiten der ForscherInnen, welche in der Lage sein müssen, gewohnheitsmäßige Vorlieben und Neigungen zu erkennen und zu vermeiden und analytische Distanz zu wahren (vgl. Strauss/Corbin 1996: 4). Auch müssen sie sich in Zurückhaltung und Geduld gegenüber dem Feld, der Datenerhebung und Datenauswertung üben und Flexibilitätsbereitschaft und eine Unsicherheits- und Ambiguitätstoleranz besitzen.
Eine qualitative Sozialforschung stellt besondere Ansprüche an ForscherInnen, die nicht immer leicht zu erfüllen sind und vor allem ForschungsanfängerInnen vor Schwierigkeiten stellen. Aber die Erkenntnisse, die im Rahmen einer qualitativen Sozialforschung gewonnen werden können, entschädigen für die hohen Anforderungen und den oftmals schwierigen Forschungsprozess.

10.2. Die Grounded Theory

Bei der Grounded Theory handelt es sich nicht, wie der Name vermuten lässt, um eine Theorie, sondern um einen Forschungsstil und eine Strategie, mit der schrittweise eine in empirischen Daten begründete Theorie entwickelt wird. Legewie (2003: 12) beschreibt die Grounded Theory daher als eine Methodik zur Entwicklung einer datenverankerten Theorie.
Grounded Theory, welche heute zu einer der weitweit verbreitetsten Vorgehensweisen in der qualitativen Sozialforschung zählt, wurde in den 1960er Jahren von den beiden Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss im Rahmen medizinsoziologischer Untersuchungen zum Sterben entwickelt und mit dem 1967 erschienen Buch „The Discovery of Grounded Theory“ einem größeren Publikum zugänglich gemacht.
Strauss entstammt der Tradition des Pragmatismus und Symbolischen Interaktionismus, während Glaser als Schüler von Paul Lazarsfeld einen empirisch-quantitativen Forschungshintergrund hatte (vgl. Legewie 2003: 12).
Theoretische Grundlage der Grounded Theory ist der symbolische Interaktionismus, welcher menschliches Handeln und menschliche Interaktionen in den Mittelpunkt der Sozialforschung stellt und davon ausgeht, dass Handeln und Interaktionen durch unsere symbolvermittelten Interpretationen vermittelt werden (vgl. ebd.: 12).
Mit der Grounded Theory durchgeführte Sozialforschungen erforschen daher meist die Lebenswelt von AkteurInnen in einem bestimmten Untersuchungsfeld und entwickeln auf der

Grundlage der erhobenen Daten eine Theorie über das typische Handeln der FeldakteurInnen.

Ziel der Grounded Theory ist es, eine induktiv abgeleitete, gegenstandsverankerte Theorie („grounded theory“) über ein Phänomen zu entwickeln (vgl. Strauss/Corbin 1996: 8).
Durch das systematische Erheben und Analysieren von Datenmaterial wird die Theorie entdeckt, ausgearbeitet und vorläufig bestätigt. Die Vorgehensweise folgt dabei den für das qualitative Paradigma typischen Prinzipien der Offenheit – am Anfang des Forschungsprozesses steht nicht eine Theorie bzw. Hypothese, die bewiesen werden soll, sondern ein Untersuchungsbereich – was relevant ist, stellt sich erst im Laufe des Forschungsprozesses heraus (vgl. ebd.).
Die Grounded Theory bietet keine starren Regeln zur Forschungsdurchführung an und gibt auch keine eindeutigen Leitlinien vor, mit deren Hilfe eine gegenstandsverankerte Theorie Schritt für Schritt erarbeitet werden kann. Sie ist laut Strauss/Corbin (1996: IX) vielmehr eine Methodologie, um über die soziale Wirklichkeit nachzudenken und sie zu erforschen.

Der Grounded Theory liegt ein Phänomen-Indikator-Konzept Modell zugrunde, welches die Basis der Entstehung einer jeden gegenstandsverankerten Theorie darstellt. Dieses Modell besagt, dass über das Phänomen, welches untersucht werden soll, nur dann Erkenntnisse gewonnen werden können, wenn Daten oder Dokumente über dieses Phänomen gesammelt werden. Diese Daten können aus unterschiedlichen Quellen stammen oder auf unterschiedliche Weise erhoben werden und unter anderem Beobachtungsprotokolle, Interviewtranskripte, Tagebuchaufzeichnungen und selbst statistische Zählungen umfassen. In diesen Daten und Dokumenten finden sich Indikatoren für das untersuchte Phänomen, mit deren Hilfe Konzepte gebildet werden und diese miteinander zu einer Theoriekonstruktion vernetzt werden (vgl. Legewie 2003: 13f).
Die Grounded Theory bietet zwar keine Verfahrensregeln an, nach denen sich der Forschungsablauf zu richten hat, sie beinhaltet aber eine systematische Sammlung heuristischer Strategien, mit deren Hilfe eine in den Daten begründete Theorie entwickelt werden soll (vgl. ebd.: 14f).

Eine sich an der Grounded Theory orientierende Forschung kennzeichnet sich durch einen Dialog- und Prozesscharakter. ForscherInnen treten nicht mit theoretisch abgeleiteten Hypothesen an den Gegenstand heran, sondern nutzen ihre Annahmen und Vorkenntnisse in Form von sensibilisierenden Konzepten, um ihre Wahrnehmung von dem untersuchten Phänomen zu strukturieren. Der Vergleich von kontrastierenden Phänomenen ist für ForscherInnen das wichtigste Mittel, um Erkenntnisse über das untersuchte Phänomen zu gewinnen. Während des Forschungsverlaufes werden vorläufige Konzepte auf Grundlage der Indikato-

ren entwickelt und diese schrittweise präzisiert. Dazu ist ein kontinuierliches Pendeln zwischen Induktion und Deduktion, Datenerhebung und Datenauswertung notwendig (vgl. Legewie 2003: 15).
Die Grounded Theory gibt nicht vor, welche Methoden im Forschungsprozess angewandt werden sollen, spricht sich aber für den Einsatz von Methodentriangulation und eine Vielfalt an unterschiedlichen Erhebungsmethoden aus. Anstatt im Vorfeld eine Methodenauswahl festzulegen, soll im Forschungsprozess entschieden werden, welche Erhebungsmethode für die jeweilige Fragestellung und den jeweiligen Erkenntnisstand angemessen ist (vgl. Legewie 2003: 15).
Die Datenerhebung folgt dabei dem Prinzip des theoretical samplings. Dies bedeutet, dass die Erhebung sich nach den Erkenntnissen der aktuellen Forschungsphase richtet, und aus der sich entwickelnden Theorie Gesichtspunkte für die gezielte Erhebung weiterer Daten abgeleitet werden. Dadurch soll sichergestellt werden, dass das Phänomen in seiner ganzen Vielfalt untersucht wird.
Die Datenerhebung und Datenauswertung wird dabei so lange fortgesetzt, bis das Sättigungsprinzip erreicht ist und keine neuen Erkenntnisse mehr zu erwarten sind.
Legewie (2003: 15) schränkt jedoch ein, dass die angestrebte Präzision der Forschungsarbeit von der Fragestellung und dem vertretbaren Forschungsaufwand abhängig gemacht werden muss. Mit anderen Worten gibt es keine absolute Definition, wann eine theoretische Sättigung erreicht wird, sie wird vielmehr den Rahmenbedingungen eines Forschungsprojektes angepasst.

Kernstück der Grounded Theory ist das Kodierverfahren. Kodieren beschreibt den Vorgang, durch den das Datenmaterial aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Art zusammengesetzt wird. Dies stellt den zentralen Prozess dar, durch welchen aus den Daten Theorien entwickelt werden (vgl. Strauss/Corbin 1996: 39).
Zunächst wird das untersuchte Phänomen mithilfe der erhobenen Daten als Indikatoren erfasst. Diese werden anschließend kodiert, indem einem Indikator ein oder mehrere Kodes – dies können Begriffe, Stichwörter, Konzepte sein – zugeordnet werden. Die während des Kodierens entstehenden Einfälle und Überlegungen werden in Memos festgehalten (vgl. Legewie 2003: 15).
Das Kodierverfahren der Grounded Theory unterscheidet zwischen drei Kodierphasen, die nun näher beschrieben werden sollen[1]: dem offenen, axialen und selektiven Kodieren.

In der ersten Kodierphase, dem **offenen Kodieren**, wird das Datenmaterial analytisch auseinandergenommen und daraus Konzepte entwickelt, die als Bausteine für ein Modell ge-

[1] Die Ausführungen sind an Uwe Böhms Beitrag über das theoretische Kodieren in der Grounded Theory in Flick, Kardorff & Steinke (2000), Qualitative Forschung – ein Handbuch, angelehnt.

nutzt werden können. Zunächst sollen einzelne, kurze Textpassagen mit einer Feinanalyse ausgewertet werden, später können größere Textmengen kodiert werden. Die ForscherInnen stellen dabei theoriegenerierende Fragen (Was? Wer? Wie? Wann? Warum? Wozu? Womit?) an den Text, um so über eine einfache Paraphrasierung hinauszukommen.
Ergebnis des offenen Kodierens ist eine Liste von vorläufigen Konzepten über das Phänomen, auch Kodes genannt, einschließlich Anmerkungen bzw. Erläuterungen zu den Kodes.
Da im Rahmen des Kodierens eine große Menge an Interpretationstext entsteht und die Gefahr besteht, dass ForscherInnen den Überblick verlieren, sollen vorläufige Arbeitsergebnisse in Memos festgehalten, sortiert und gewichtet werden. Dabei bildet sich heraus, welche Konzepte wichtig erscheinen und vertieft analysiert werden sollen, und welche nicht weiter verfolgt werden. Mit diesem Ordnen der Ergebnisse wird die nächste Kodierphase, das axiale Kodieren, erreicht.
Das **axiale Kodieren** dient der Verfeinerung und Differenzierung der während des offenen Kodierens entstandenen Konzepte. Durch eine tiefergehende Analyse werden aus Konzepten Kategorien gebildet, und um diese Kategorien herum wird ein Beziehungsnetz ausgearbeitet. Dazu werden den Kategorien Textstellen aus dem Datenmaterial zugeordnet um die Kategorien weiter auszuarbeiten und zu verfeinern. Die zugeordneten Textstellen werden im Anschluss weiter kodiert, indem wieder neue Kodes formuliert und mit Vorhandenem in Relation gesetzt werden. Die Ergebnisse dieser Vorgänge werden wieder in theoretischen Memos festgehalten und neue oder veränderte Aspekte und Zusammenhänge beschrieben. Wie man sieht, folgt die Datenauswertung bei der Grounded Theory einem zyklischen Vorgehen, bei dem Kategorien und Konzepte wiederholt an neuem Datenmaterial überprüft werden und dabei entweder bestätigt und weiter ausgearbeitet werden oder verworfen und neue Kategorien entwickelt werden.
Die axiale Kodierphase dient hauptsächlich dazu, gebildete Hypothesen zu überprüfen und die formalen und inhaltlichen Aspekte der Beziehung zwischen Kategorien und Konzepten zu ermitteln.
In der abschließenden Phase des **selektiven Kodierens** werden die erarbeiteten Kategorien, Kodes und Memos schließlich zu einer Grounded Theory integriert. Wichtig dabei ist, dass die Kernkategorie, also jenes zentrale Phänomen, in die alle anderen Kategorien integriert sind, ermittelt wird. Häufig stehen ForscherInnen vor dem Problem, nicht genau zu wissen, welche ihrer vielen Kategorien die Kernkategorie darstellen soll. Die Grounded Theory schlägt für diesen Fall zwei Möglichkeiten vor: eine der Kategorien erfasst das zentrale Phänomen und bietet sich damit besonders gut als Kernkategorie an, da es zu allen anderen wichtigen Kategorien eine Beziehung vorweist. Oder aber man stellt ein Phänomen in den Mittelpunkt, auf das sich mehr als eine Kategorie bezieht. Dazu muss jedoch eine neue Kategorie – die Kernkategorie – formuliert werden.

Ist die Kernkategorie ausgewählt, müssen alle Hauptkategorien zu ihr in Beziehung gesetzt werden – so wird Schritt für Schritt die gesamte interpretative Arbeit zu einer Theorie über das untersuche Phänomen integriert.

Der Forschungsprozess wird beendet, wenn Datenerhebungen und Datenauswertungen keine neuen Einsichten mehr zutage bringen und eine dichte Theorie entwickelt worden ist.
Bei den entstandenen Theorien handelt es sich um Theorien mittlerer Reichweite – Ziel der Grounded Theory ist es laut Böhm (2000) nicht, universell gültige Theorien zu entwickeln, sondern auf der Basis von empirischer Forschung soll eine Theorie entstehen, welche eine Beschreibung und Erklärung der untersuchten sozialen Phänomene geben kann.

11. Beschreibung des Forschungsprozesses

11.1. Der Feldzugang

Der Weg ins Feld ist ein Prozess, der nicht erst mit der Datenerhebung beginnt, sondern auch Vorüberlegungen und gescheiterte Zugangsversuche involviert und laut Wolff (2000: 336) als eine nie ganz abgeschlossene Arbeitsaufgabe begriffen werden muss.
Jede Forschungsarbeit beginnt mit der Selektion des Forschungsfeldes bzw. des Untersuchungsgegenstandes. Das Forschungsfeld „ÖsterreicherInnen in London“ wurde nun aus mehreren Gründen ausgewählt – zum einen aufgrund persönlichen Interesses an migrationssoziolgischen Themen und qualitativer Sozialforschung, zum anderen aufgrund spezieller Umstände, die die Durchführung einer solchen Feldstudie ermöglicht haben.
Die Tatsache nämlich, dass ich für einen Erasmusplatz an der University of London nominiert wurde und somit die Möglichkeit hatte, für ein Jahr in London zu studieren und vor Ort Daten zu erheben, ermöglichte es mir eine Studie zu diesem Thema durchzuführen.

Da es sich um eine qualitative Feldstudie handelt, sollte sie sich auch an den qualitativen Maximen der Offenheit und Flexibilität orientieren. Daher wurde das zu untersuchende Phänomen zunächst nicht exakt eingegrenzt, sondern vorerst nur unter der Bezeichnung „Lebenswelt von AuslandsösterreicherInnen in London“ relativ offen gelassen. Was genau untersucht werden sollte, sollte sich erst im Laufe des Forschungsprozesses herauskristallisieren.
Nachdem das ungefähre Thema der Arbeit festgelegt wurde, wurde mit einer Literaturrecherche über transnationale Migrationstheorien begonnen und zusätzlich nach Studien, die sich mit innereuropäischer Migration bzw. Mobilität von hochqualifizierten EuropäerInnen beschäftigten, recherchiert.

Drei Monate nach der Themenfindung und der ersten Literaturrecherche begann das Auslandsjahr in London, sodass nun vor Ort die eigentliche Datenerhebung beginnen konnte. Dazu musste aber erst der Kontakt zu dem Feld bzw. zu Angehörigen der Zielgruppe hergestellt werden. Geplant war, über das Schneeballprinzip in meinem österreichischen Bekanntenkreis Zugang zu möglichen InterviewpartnerInnen zu finden, was sich jedoch aufgrund der Tatsache, dass mein Bekanntenkreis kaum über Kontakte zu Angehörigen der Zielgruppe verfügte, als schwierig herausstellte
Über die Vermittlung einer Österreicherin, die ebenfalls mit dem Erasmusaustauschprogramm kurzzeitig an der University of London studierte, wurde zunächst der Kontakt zu ei-

nem im Londoner Bankwesen tätigen Österreicher hergestellt. Dieser erklärte sich auch zu einem Interview bereit, schaffte es jedoch aufgrund seines dichten Terminplanes nicht, zu dem arrangierten Interviewtermin und auch zu den nachfolgenden beiden Ersatzterminen zu kommen.
War die erste Kontaktaufnahme mit dem Feld noch gescheitert, verlief die nächste Kontaktaufnahme erfolgreicher. Über eine weitere Erasmusstudentin aus Österreich wurde der Kontakt zu einer ihrer Bekannten vermittelt, welche zu diesem Zeitpunkt seit über zwei Jahren in London studierte. Die Angehörige der Zielgruppe wurde per Telefon kontaktiert und nach der Vorstellung des Forschungsvorhabens und Forschungsinteresses gefragt, ob sie bereit wäre, ein Interview zu geben. Sie sagte bereitwillig zu, sodass eine Woche später das Interview in einem Café in London durchgeführt wurde.

Nach diesem ersten Interview verlief die Suche nach weiteren InterviewpartnerInnen wesentlich einfacher – die Interviewpartnerin stellte den Kontakt zu einer weiteren Person aus der Zielgruppe her, welche sich ebenfalls zu einem Interview bereit erklärte und interviewt wurde. Durch diese Interviewpartnerin wurde ich auf das „Kipferl“, einem österreichischen Café in London, aufmerksam gemacht, wo ich wenig später mit dem Ziel, die Suche nach weiteren InterviewpartnerInnen mit einer Einkommensquelle zu verbinden, geringfügig zu arbeiten begann.
Die Arbeitstätigkeit in dieser österreichischen Institution in London hat nicht unwesentlich zu dem Erkenntnisgewinn der Studie beigetragen, da über informelle Gespräche mit österreichischen ArbeitskollegInnen und durch Feldbeobachtungen zusätzliches Wissen über das Feld gewonnen werden konnte. Welche Probleme sich aber mit meiner intensiven Involviertheit in dem Feld ergeben haben, soll in dem anschließenden Reflexionskapitel thematisiert werden.

Nach der Durchführung der ersten beiden Interviews wurde per Email der Kontakt zu zwei weiteren Angehörigen der Zielgruppe aufgenommen. Die Person, welche den Kontakt vermittelt hatte, war die gleiche Person, welche den Kontakt zu dem im Bankwesen arbeitenden Österreicher hergestellt hatte. Auch diese beiden Personen erklärten sich bereit, ein Interview zu geben und eine der beiden vermittelte mir wiederum den Kontakt zu einer weiteren Angehörigen der Zielgruppe.
Anhand der Ausführung wird deutlich, dass der Feldzugang bzw. der Zugang zu InterviewpartnerInnen über das Schneeballprinzip erfolgte. Stellte sich zunächst das Finden von geeigneten InterviewpartnerInnen aufgrund fehlender Erstkontakte als problematisch heraus, wuchs mit der zunehmenden Anzahl der durchgeführten Interviews auch die Zahl weiterer möglicher InterviewpartnerInnen beständig an. Aber nicht nur die Vermittelung durch bereits

interviewte Personen ist hierfür als Grund zu nennen, sondern ebenso die Tatsache, dass mit zunehmender Aufenthaltsdauer im Feld Einblicke in die Strukturen und Dynamiken des Feldes gewonnen und weitere Kontakte zur Zielgruppe geknüpft werden konnten.

11.2. Die Kontaktaufnahme

Wie schon erwähnt, wurden Angehörige der Zielgruppe über das Schneeballprinzip ausfindig gemacht und kontaktiert. Der Kontakt zum Feld wurde zunächst über dritte Personen hergestellt, welche durch die Vermittlung von Telefonnummern und Emailadressen den Zugang zu potentiellen InterviewpartnerInnen ermöglichten. Bei einem der Interviewpartner wurde die Kontaktmöglichkeit auf eigene Initiative hergestellt; es handelte sich dabei um den Präsidenten eines österreichischen Netzwerkvereines in London, dessen Emailadresse über die Homepage des erwähnten Vereines ausfindig gemacht und daraufhin per Email angeschrieben wurde.
Die übrigen potentiellen InterviewpartnerInnen wurden, wenn eine Telefonnummer vermittelt wurde, direkt angerufen und auf diesem Weg um ein Interview ersucht, meist aber erfolgte die Kontaktaufnahme per Email. In den verschickten Emails erwähnte ich als Einstieg zunächst, von wem ich die Emailadresse bekommen hatte, stellte dann mich, das Thema und Forschungsinteresse der Feldstudie kurz vor, um daraufhin die Person zu fragen, ob sie bereit wäre, mir ein Interview zu geben. Bis auf eine Person, die nicht auf die Email reagierte, antworteten alle angeschriebenen Personen, dass ich sie gerne interviewen könne, sodass daraufhin ein Interviewzeitpunkt und Ort ausgemacht wurde.

Die Interviewdurchführung erstreckten sich über einen Zeitraum von einem Jahr: die ersten beiden Interviews wurden im Dezember 2007 durchgeführt, zwischen Mitte Jänner und Mitte März 2008 wurden fünf Interviews geführt und schließlich wurde noch ein Interview Ende August 2008 und eines Anfang Jänner 2009 geführt.

11.3. Die Interviewsituationen

Die Interviews dauerten alle zwischen 45 und 90 Minuten, die meisten davon etwa 60 Minuten. Drei der Interviews wurden bei den Interviewten zuhause, zwei am Arbeitsplatz der Interviewten und vier in einem Café geführt. Die Entscheidungsmacht darüber, wo die Interviews stattfinden sollten, wurde den InterviewpartnerInnen überlassen, da ihnen die Möglich-

keit gegeben werden sollte, einen Ort auszuwählen, an dem sie sich wohl fühlen würden, egal ob in den eigenen vier Wänden oder in einem ruhigen Café.
Der Einfluss der Räumlichkeiten auf ein Interview ist nicht zu unterschätzen – so waren vor allem jene Interviews sehr lange und ausgiebig, die bei den Interviewten zuhause, also in einem für sie vertrauten, sicheren Umfeld, stattfanden.
Fünf der Interviews wurden am Abend, eines während der Mittagspause der Befragten und drei am Nachmittag geführt. Das Durchführen von Interviews während der Mittagspause hat sich jedoch als eher ungeeignet herausgestellt, da der verfügbare Zeitrahmen von vorne herein begrenzt ist und angesichts der baldigen Rückkehr zum Arbeitsplatz die Interviewte unter einer gewissen Anspannung stand. Als geeignet hingegen hat sich eine Durchführung von Interviews am Abend herausgestellt, da die Befragten, befreit vom Arbeitsdruck während des Tages, viel und ausführlich erzählten.

Als Interviewmethode wurde das qualitative, offene Interview gewählt, da die Lebens- und Erfahrungswelt der Interviewten erhoben werden sollte. Dafür eignen sich besonders qualitative Interviews gut, da dabei die Frage, „was die befragten Personen für relevant erachten, wie sie ihre Welt beobachten und was ihre Lebenswelt charakterisiert“ im Zentrum steht (Froschauer/Lueger 2003: 16).
Um die InterviewpartnerInnen nicht gleich mit der Einstiegsfrage zu überrollen, wurde die Interviewsituation zunächst mit einem informellen Gespräch aufgelockert; man könnte auch sagen, dass in dieser dem Interview vorgehenden Phase ein gegenseitiges kurzes Kennenlernen erfolgte.
Danach wurde das Interview mit den Worten „Wie Sie ja bereits wissen, interessiere ich mich für..“ und einer kurzen Wiederholung des Forschungsinteresses eingeleitet, und im Anschluss daran die Einstiegsfrage gestellt.
Die Einstiegsfrage war nicht immer gleich formuliert, zielte aber immer auf die gleiche erzählsgenerierende Frage nach dem Verlauf ihrer Lebenswelt seit ihrer Auswanderung aus Österreich bzw. ihrem Umzug nach London ab, und lautete zum Beispiel bei einem Interview folgendermaßen: „Ich würde Sie bitten mir als Einstieg zu erzählen, wann Sie aus Österreich weggezogen sind und zu beschreiben, was seit diesem Zeitpunkt passiert ist.“
In der Erzählphase, also jener Phase, in der die Interviewten auf die Einstiegsfrage antworteten, wurden bewusst Unterbrechungen oder Nachfragen vermieden, um keinen steuernden Einfluss auf die befragten Personen auszuüben. So sollte den Interviewten ermöglicht werden, Richtung, Schwerpunkt und Umfang ihrer Erzählungen selbst bestimmen zu können.
In dieser Phase wurden interessante Aspekte in kurzen Stichwörtern notiert, und diese Aspekte im Anschluss an die offene Erzählphase durch Nachfragen wiederholt zur Sprache gebracht und vertiefend weitergeführt.

Im Vorfeld der jeweiligen Interviews wurde außerdem ein offener Leitfaden mit Themengebieten erstellt, die im Rahmen des Interviews thematisiert werden sollten.
Nach der offenen Erzähl- und Nachfragephase wurden Fragen zu den notierten Themenbereichen, wie zum Beispiel der subjektiven Zugehörigkeit der Interviewten zu Österreich oder Europa gestellt. Der Begriff Leitfaden ist in diesem Verwendungskontext irreführend, da es sich dabei viel mehr um eine Auflistung wichtiger Themenbereiche handelte, die im Laufe des Interviews angesprochen werden sollten. Wann bzw. in welcher Frageformulierung das Thema angesprochen wurde, war der jeweiligen Interviewsituation angepasst. Manche Befragte schnitten bereits in der offenen Erzähl- oder Nachfragephase Themen des Leitfadens an, sodass mit einem kurzen Rekurs auf das Gesagte daran angeschlossen und nachgefragt werden konnte.
Der Leitfaden unterschied sich von Interview zu Interview, da zum einen der Leitfaden an die jeweilige Lebenssituation der befragten Person angepasst wurde – so wurden zum Beispiel Interviewte mit Kindern gefragt, welche Verbindungen zum Herkunftsland sie ihren Kinder mitgeben – zum anderen wurde der Leitfaden an den jeweiligen Forschungs- und Erkenntnisstand angepasst, sodass mit zunehmendem Forschungsverlauf präzisere und detailliertere Fragen gestellt wurden.
Um das Offenheit- und Flexibilitätsprinzip des qualitativen Paradigmas zu erfüllen, wurde die Frageformulierung immer der Situation angepasst und nicht bereits im Vorfeld festgelegt. Im Nachhinein muss ich jedoch feststellen, dass eine gewisse Standardisierung und Vereinheitlichung der Fragen durchaus sinnvoll gewesen wäre, da so nämlich eine bessere Vergleichbarkeit des Datenmaterials möglich gewesen wäre. Die unterschiedlichen Frageformulierungen - zum Beispiel wurde in manchen Interviews die Formulierung „fühlst du dich österreichisch?“, in anderen die Formulierung „fühlst du dich Österreich zugehörig?“ verwendet, hatte möglicherweise einen steuernden Einfluss auf die Antwort, sodass dies bei der Auswertung mitberücksichtigt werden musste, was zusätzlich Zeit in Anspruch nahm.
Sobald alle notierten Themengebiete behandelt und angesprochen worden waren und auch die InterviewpartnerInnen auf Nachfrage nicht das Bedürfnis hatten etwas hinzuzufügen, wurden die Interviews mit einem „Danke für das Gespräch“ beendet und das Tonbandgerät ausgeschaltet.

Die Interviews wurden alle auf Tonband aufgenommen. Die ersten beiden Interviews wurden mit einem digitalen Aufnahmegerät mitgeschnitten, aufgrund auftretender technischer Probleme bei der Aufnahme wurden die restlichen Interviews mit einem analogen Aufnahmegerät aufgenommen.
Bis auf das letzte Interview wurden alle Interviews transkribiert, was sehr viel Zeit in Anspruch nahm, sich allerdings insofern rentierte, als die Interviews in ihrer verschriftlichten

Form immer wieder abgerufen werden konnten. Da der Forschungsprozess zyklisch organisiert war und die Phasen der Datenerhebung und Datenauswertung nicht linear durchlaufen wurden sondern sich abwechselten, war es kontinuierlich notwendig, die zu einem späteren Zeitpunkt gebildeten Hypothesen und Kategorien auch anhand des bereits ausgewerteten Datenmaterials zu überprüfen.

11.4. Die Datenauswertung

Die Auswertung des Datenmaterials erfolgte nach dem Kodierverfahren der Grounded Theory, und war nach den drei Auswertungsphasen – offenes, axiales und selektives Kodieren – organisiert.
Die erste systematische Auswertung mit dem offenen Kodierverfahren erfolgte im März 2008, nachdem zwischen Dezember 2007 und Februar 2008 fünf Interviews geführt worden waren. Dabei wurden aus dem transkribierten Datenmaterial einzelne kurze Textausschnitte ausgewählt und diese mit der Feinanalyse analysiert und konzeptualisiert. Es wurden bewusst nur kurze Texteinheiten und nicht ganze Interviewpassagen ausgewertet, da durch das Analysieren von kurzen Sinneinheiten das Datenmaterial aufgebrochen und dadurch zu den latenten Bedeutungsebenen des Gesagten vorgedrungen werden kann.
Wie wurden die Texteinheiten analysiert? Hier wurden vor allem zwei in der Grounded Theory beliebte Techniken verwendet: das Fragestellen und Vergleichen. Zum einen wurden dem Textausschnitt grundlegende Fragen (Wer? Wann? Wo? Was? Wie? Wieviel? Warum?) gestellt, zum anderen wurden die Texteinheiten in ihrer Bedeutung mit anderen möglichen Bedeutungskontexten auf Ähnlichkeiten und Differenzen hin verglichen. So wurde zum Beispiel im Laufe der Untersuchungen festgestellt, dass mobile ÖsterreicherInnen die Frage nach ihrer Selbstwahrnehmung mit Verweis auf den nationalen Kontext Österreich beantworten, niemals jedoch mit Verweis auf den nationalen Kontext England – anders formuliert haben sie sich zwar als ÖsterreicherInnen, jedoch nicht als EnländerInnen, bezeichnet. Um die Ursachen und Bedingungen für diese Selbstkategorisierung zu untersuchen, wurde das Szenario ausgemalt, was passieren würde wenn mobile ÖsterreicherInnen sich als EngländerInnen und nicht als ÖsterreicherInnen bezeichnen würden. Das Resultat wäre vermutlich Irritation von von sowohl EngländerInnen als auch ÖsterreicherInnen. Warum aber wäre das Resultat Irritation? Vielleicht da mobile ÖsterreicherInnen nicht das Recht und den Anspruch darauf haben, sich als EngländerInnen zu bezeichnen. Warum aber haben sie nicht das Recht und den Anspruch sich als EngländerInnen zu bezeichnen? Vielleicht da sie nicht die Kriterien und Merkmale erfüllen, um sich in den Wir-Zusammenhang der Personengruppe „Englände-

rInnen“ einbeziehen zu können. Welche Kriterien muss man erfüllen, um sich in diesen Zusammenhang einbeziehen zu können?
Durch das systematische Fragestellen und Vergleichen wurde so Schritt für Schritt das Datenmaterial analysiert und erste Kodes und Konzepte entwickelt.
Diese Analyseschritte wurden permanent verschriftlicht, und weitere Überlegungen und Anmerkungen zu dem Auswertungstext, aus denen sich dann die ersten Kodes und Kategorien entwickelt haben, wurden in Memos festgehalten.
Nach diesem ersten Auswertungsvorgang wurde erneut Datenmaterial erhoben und zwei weitere Interviews wurden geführt. Die Auswahl der beiden InterviewpartnerInnen erfolgte bewusst, das Ziel war nämlich, die untersuchte Zielgruppe in ihrer ganzen Vielfalt in den Daten zu repräsentieren. So wurde darauf geachtet, Frauen und Männer aus unterschiedlichen Altersgruppen, unterschiedlichen beruflichen Hintergründen, unterschiedlichen privaten Lebenssituationen (mit/ohne Kind/er, mit/ohne PartnerIn), deren Wegzug aus Österreich unterschiedlich lange zurück lag, zu interviewen. Natürlich wurde bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen darauf geachtet, dass die Personen die Merkmale der Zielgruppe erfüllten und nicht jünger als 20 und älter als 40 waren, über ein hohes Bildungskapital verfügten und zum Zeitpunkt des Interviews seit mindestens zwei Jahren in London wohnten.
Im Anschluss an die Datenerhebung wurden die beiden Interviews ausgewertet. Dieses Mal wurden nicht nur einzelne Textausschnitte, sondern die gesamten Interviewtexte kodiert, und wie in der ersten Auswertungsphase wurden mithilfe der Strategien des Fragestellens an den Text und des Vergleiches erneut Kodes und Konzepte entwickelt. Viele der im ersten Auswertungsprozess entwickelten Kodes kamen ebenfalls in dem neuen Datenmaterial zum Vorschein, aber manche der entwickelten Konzepte standen im Widerspruch zu den in der ersten Auswertungsphase entwickelten Konzepten.
So war im ersten Auswertungsprozess die Hypothese gebildet worden, dass mit einer zunehmenden Aufenthaltsdauer im Aufenthaltsland die Zugehörigkeit zum Herkunftsland abnimmt. Der zweite Auswertungsprozess aber kam zu dem Ergebnis, dass es mit einem Wegzug aus Österreich und einer Verortung der Lebenswelt im Aufenthaltsland zu einer Verstärkung der Zugehörigkeit zu Österreich kommt. Diese sich widersprechenden Konzepte wurden genauer untersucht und die Frage gestellt, welche möglichen Ursachen die Unterschiede hervorgebracht haben könnten. Der Vergleich von relevanten Textstellen in den Interviews ergab, dass die Aussagen sich auf unterschiedliche Situationen bezogen, und ob die Zugehörigkeit zu Österreich als verstärkt oder reduziert wahrgenommen wurde davon abhing, ob sich das Gegenüber der jeweiligen Situation aus ÖsterreicherInnen oder EngländerInnen konstituierte.
Dieser systematische Vergleich der entwickelten Kodes und Konzepte war Grundlage der nächsten Kodierphase, dem axialen Kodieren.

Die unterschiedlichen Kategorien und Konzepte wurden während dieses Kodiervorganges verfeinert und differenziert, miteinander verknüpft und in Beziehung gesetzt.
Die Kategorie Zugehörigkeit wurde dabei in den Mittelpunkt gestellt und um die Kategorie ein Beziehungsnetz herausgearbeitet. Die Überlegungen und Annahmen zu dem Beziehungsnetz wurden in Memos festgehalten, welche die Grundlage für die Theorie bilden sollten.
Danach wurde begonnen, die Erkenntnisse bezüglich der Kernkategorie Zugehörigkeit und der zu ihr in Beziehung stehenden Kategorien in einem zusammenhängenden Text zu verschriftlichen. Dieser Prozess kennzeichnete die selektive Kodierphase, da die einzelnen Ergebnisse der Auswertung nun zu einem zusammenhängenden Ganzen – einer Theorie – integriert wurden.
Während des Verschriftlichens aber wurden Lücken innerhalb der Theorie entdeckt, die durch einen Rückgriff auf vorhandenes Datenmaterial nicht behoben werden konnten, sodass für diesen Zweck zwei weitere Interviews mit Angehörigen der Zielgruppe geführt wurden.
Mithilfe der Ergebnisse einer Feinanalyse von relevanten Textstellen in beiden Interviews konnten die Lücken in der Theorie gefüllt werden.

Der Endpunkt der Untersuchung erfolgte zu dem Zeitpunkt, als kein neuer Erkenntnisgewinn mehr zu erwarten war. Allerdings muss hier eingeschränkt werden, dass die angestrebte Präzision der Ergebnisse auch den verfügbaren Zeit- und Arbeitsressourcen angepasst wurde, und mit weiteren Datenerhebungen und Datenauswertungen sicherlich eine dichtere Theorie mit größerem Abstraktionsniveau hätte generiert werden können.
Aufgrund der zur Verfügung stehenden zeitlichen Ressourcen wurde allerdings die Entwicklung einer Theorie mit hohem Abstraktions- und Verallgemeinerungsniveau auch nicht angestrebt.

11.5. Reflektierende Überlegungen

Im Laufe des Forschungsprozesses wurde ich vor allem mit zwei Problemen konfrontiert, die ich in diesem abschließenden Kapitel beschreiben und reflektieren möchte.

Das größte Problem, mit dem ich mich konfrontiert sah, war ein im Laufe des Forschungsprozesses stattfindendes „going native“, welches das Resultat eines über ein Jahr andauernden intensiven Aufenthaltes im Feld war und nicht nur Forschungstätigkeiten, sondern auch Aktivitäten als Privatperson umfasste. Mit fortschreitendem Aufenthalt im Feld nämlich entwickelten sich mit Angehörigen der Zielgruppe Freundschaften, sodass ich nicht nur in

meiner Rolle als Forscherin, sondern auch als Privatperson mit der Zielgruppe interagierte, und als Beschäftigte im österreichischen Café war ich zusätzlich in der Rolle einer Arbeitnehmerin im Feld präsent.

Mit zunehmender Dauer des Aufenthaltes im Feld wurde auch zunehmendes Wissen über das Feld angeeignet und internalisiert. Intensiviert wurde dieser Prozess durch die Tatsache, dass dieses Wissen nicht nur durch Gespräche mit Angehörigen des Feldes und Beobachtungen, sondern auch aufgrund persönlicher Erfahrungen angeeignet wurde – so habe ich nicht nur anhand von Erzählungen Zugang zu der speziellen Erfahrungs- und Lebenswelt der Zielgruppe bekommen können, sondern auch aufgrund meiner eigenen Erfahrungen als Österreicherin in London.

Diese Wissensaneignung über das Feld führte zu dem Dilemma, dass ich Schritt für Schritt das Spezielle des Feldes als Norm internalisierte und plötzlich vor dem Konflikt stand nicht mehr zu erkennen, was an dem Feld überhaupt untersuchenswert war. Als es zum Beispiel darum ging, die einzelnen Kategorien und Konzepte über die Lebenswelt von mobilen ÖsterreicherInnen in London zu einem zusammenhängendem Ganzen zu integrieren, fiel es mir schwer, Zusammenhänge zwischen den Kategorien und Konzepten feststellen zu können.

Das „going native“ führte gegen Ende des Forschungsprozesses zu dem persönlichen Dilemma, dass ich keinen Sinn in dem Forschungsinteresse und keinen Erkenntnisgewinn in den Ergebnissen erkennen konnte. Ich war zu diesem Zeitpunkt überzeugt, dass die Ergebnisse der Studie ohnehin bekannt und Teil eines allgemeinen, jedem zugänglichen Wissensrepertoires seien.

Erst nachdem ich mich in einem Gedankenspiel in die Rolle von sesshaften ÖsterreicherInnen in Österreich hineinversetzte und aus dieser Perspektive die Ergebnisse betrachtete, konnte ich den Erkenntnisgewinn der Studie wieder erkennen. Durch einen gedanklichen Vergleich der Lebenswelt von AuslandsösterreicherInnen in London mit der Lebenswelt von sesshaften ÖsterreicherInnen in Österreich konnte schließlich auch ein Beziehungsnetz zwischen den Kategorien und Konzepten erkannt werden und die einzelnen Teile in einen Zusammenhang integriert werden.

Aufgrund meiner eigenen Erfahrungen hinsichtlich der Problematik des „going native“ und den damit verbundenen Konsequenzen für den/die ForscherIn, möchte ich auf die Wichtigkeit hinweisen, den Aufenthalt im Feld permanent zu reflektieren und in einem Forschungstagebuch zu verschriftlichen, da damit ein Abstandhalten zum Feld erleichtert wird und das eigene Verhalten und der eigene Veränderungsprozess in den Dokumenten festgehalten und analysiert werden kann. Mit dem Führen eines Forschungstagebuches wären die hier beschriebenen Probleme sicherlich in wesentlich geringerem Ausmaß aufgetreten.

Das zweite im Forschungsverlauf häufig auftretende Problem betraf die von einer qualitativen Sozialforschung geforderten Prinzipien der Offenheit und Flexibilität. So gibt das qualitative Paradigma keine Schritte vor, die bei der Forschungsdurchführung einzuhalten sind, sondern fordert lediglich, dass die Forschungsstrukturierung dem Forschungsfeld und Forschungsprozess angepasst wird und sich an den Maximen der Offenheit und Flexibilität orientiert.
Als relativer Forschungsneuling war ich mit dieser Forderung jedoch überfordert. Wie bei qualitativen Sozialforschungen vorgesehen, fand zunächst auch keine genaue Eingrenzung des Forschungsthemas und der Forschungsfrage statt, mit der Konsequenz, dass ich mir auch über das genaue Ziel der Forschung und den angestrebten Erkenntnisgewinn lange Zeit im Unklaren war. Vor allem während des offenen Kodierens verlor ich häufig den Überblick über das Forschungsgeschehen und drohte in einer Masse aus unterschiedlichen Kategorien und Konzepten zu ertrinken. Aufgrund des offenen Forschungsthemas hatte ich eine Menge unterschiedlicher Ergebnisse generiert, welche sich auf drei sehr weite und unterschiedliche Themenbereiche bezogen: länderübergreifende Netzwerke, Zugehörigkeit und Mobilität.
Der Gedanke, die herausgearbeiteten Kategorien und Konzepte der drei Themenbereiche miteinander in ein zusammenhängendes Ganzes zu integrieren, erschien zunächst aufgrund der Menge der sich häufig widersprechenden Kategorien unmöglich.
Erst als in der axialen Kodierphase die Kategorien und Konzepte systematisch miteinander verglichen wurden und eine Fokussierung auf einzelne wichtige Kategorien stattfand, konnte ein roter Faden entwickelt werden.
Rückblickend wäre eine stärkere Eingrenzung des Forschungsthemas von Beginn des Forschungsprozesses an hilfreich gewesen; mit einer früheren Fokussierung wäre auch der Forschungsverlauf vermutlich schneller und konfliktfreier verlaufen, sodass die Erkenntnis gewonnen werden konnte, dass auch bei qualitativen Studien eine präzise Ausarbeitung des Forschungsinteresses notwendig ist.

Bei dieser Studie wurde, wie bei qualitativen Sozialforschungen üblich, kein genauer Zeit- und Ablaufplan festgelegt, sondern die Forschungsstrukturierung dem Forschungsprozess angepasst. Dies führte jedoch zu dem Problem, dass unklar war, wann ein Forschungszyklus beendet und der nächste begonnen werden sollte, sodass die einzelnen Zyklen unnötig in die Länge gezogen wurden. So wurde zum Beispiel erst nach dem dritten Interview mit einer ersten Datenauswertung begonnen – rückblickend wäre es viel sinnvoller gewesen, gleich nach dem ersten Interview mit einer Datenauswertung zu beginnen und Datenerhebung- und Datenauswertung von Beginn an parallel zueinander durchzuführen.

Anstatt, wie geschehen, ohne jegliche Forschungsstrukturierung in das Feld zu gehen, wäre es besser gewesen im Vorfeld einen groben Zeit- und Arbeitsplan zu erstellen, der eine Vorgabe für den Forschungsablauf gegeben hätte, jedoch Raum für Flexibilität gelassen hätte. Für mich als Forschungsneuling wäre dies sehr sinnvoll gewesen.

V Präsentation der Forschungsergebnisse

Nach der Beschreibung der Methodologie kommen wir nun zum Hauptteil der Arbeit: der Präsentation der Ergebnisse der empirischen Feldstudie.
Strukturiert ist dieser Teil wie folgt: zunächst werden einige allgemeine Daten wie das Alter und die berufliche und familiäre Situation der für diese Studie interviewten Personen wiedergegeben, um den LeserInnen dieser Arbeit eine bessere Vorstellung von der Untersuchungsgruppe zu vermitteln, mit der Einschränkung natürlich, dass die Anonymität der Person gewahrt wird. Im Anschluss daran werden die Motive, welche die Interviewten dazu bewogen haben nach London zu migrieren, näher erörtert und danach spezielle Charakteristika der Wanderungsbewegung der Zielgruppe thematisiert.
Das Kapitel „transnationale Lebensweise“ beschäftigt sich damit, wie die interviewten AuslandsösterreicherInnen ihre Lebenswelt zwischen ihrer Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft aufspannen, indem die sozialen Beziehungen zu Individuen im Herkunfts- und Aufenthaltsland, ihr Konsum von Artefakten aus dem Herkunftsland, der Verwendung der deutschen und englischen Sprache im Alltag und ihr Zurückgreifen auf Dienstleistungen im Herkunftsland untersucht wird. Die Vorraussetzungen und Folgen des transnational mobilen Lebensstils der Zielgruppe werden im Anschluss thematisiert.
Danach wird in dem Kapitel „Transnationale Selbstverortung“ die Selbstverortung der Zielgruppe beleuchtet und ihre nationalen, regionalen und europäischen Zugehörigkeitsbezüge analysiert. Ihre Verortung in einem transnationalen Raum wird in dem Kapitel „Mehrfachzugehörigkeiten“ untersucht. Die nachfolgenden Kapitel „individuelles Heimatverständnis“, „Selbstwahrnehmung als positive Normabweichung“ und „Einnehmen einer BeobachterInnenrolle“ behandeln Konsequenzen ihrer Mehrfachzugehörigkeiten.
In einem abschließenden Kapitel werden schließlich die einzelnen Ergebnisse miteinander in einen Zusammenhang gebracht.

12. Beschreibung der Untersuchungsgruppe

Für diese Studie wurden neun in London lebende Österreicher und ÖsterreicherInnen interviewt. Um die Anonymität der interviewten Personen zu wahren, werden die Namen der Personen mit einem Buchstaben abgekürzt.
Welche Motive haben die Interviewten dazu bewogen, nach London zu ziehen? Welche Berufe üben sie aus? Wie ist die familiäre Situation der Interviewten? Diese und weitere Fragen über die Untersuchungsgruppe sollen nun beantwortet werden.

Herr R. ist Mitte 30, lebt seit 11 Jahren in London und arbeitet als selbstständiger Architekt. Er ist kinderlos und lebt zur Zeit in keiner Beziehung.
Zum Zeitpunkt seiner Auswanderung nach London war er 23 Jahre alt und hatte zuvor vier Jahre Architektur in Innsbruck studiert. Auf die Motive seiner Auswanderung angesprochen entgegnet er: „Die Gründe waren eigentlich nicht, dass ich mich in Österreich unwohl gefühlt habe, sondern dass ich nach vier Jahren Studium in Innsbruck eine Abwechslung wollte".
Als sich Studienkollegen von ihm an englischen Universitäten bewarben und ihn fragten ob er dies nicht auch in Erwägung ziehen wolle, sah er dies als eine Möglichkeit an, seinen Wunsch nach Abwechslung und Herausforderung in die Tat umzusetzen, und bewarb sich für ein Architekturstudium an einer Universität in London. Als er dort angenommen wurde, zog er nach London, machte sein Architekturdiplom und blieb nach Ende seines Studiums in London. Vor 3 Jahren machte er sich als Architekt selbstständig, zusätzlich arbeitet er als Lektor an der University College London.

Frau M. ist Ende 30, lebt seit fünf Jahren in London und arbeitet als Anwältin. Sie ist mit einem Engländer verheiratet, hat zwei Kinder und erwartet zum Zeitpunkt des Interviews gerade ihr drittes Kind. Mit ihrem Ehemann, den sie während ihres Masterstudiums in New York kennenlernte, ist sie 2003 nach London gezogen. Das ausschlaggebende Migrationsmotiv war der Wunsch ihres Mannes in sein englisches Herkunftsland zurückzuziehen, wo Frau M. mit ihrem Mann und den Kindern seitdem lebt.

Frau N. ist Ende 20, lebt seit zwei Jahren in London und ist Doktorratsstudentin für Kommunikationswissenschaften an der Universität Klagenfurt. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie mit der Arbeit an ihrer Dissertation beschäftigt und arbeitet nebenbei im „Kipferl", dem österreichischen Café. Sie lebt zum Zeitpunkt des Interviews in einer Beziehung mit einem Österreicher und hat keine Kinder. Auf ihr Migrationsmotiv angesprochen erzählt sie, dass die Stadt London schon seit ihrer Jugend eine große Faszination auf sie ausgeübt hat, und sie den Wunsch verspürt hat, für einen gewissen Zeitraum in London zu leben. Die Wahl eines Dissertationsthemas mit Bezug zu London ermöglicht es ihr, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen und gemeinsam mit ihrem Partner nach London zu ziehen. Wenige Wochen nach dem Interview sind Frau N. und ihr Partner wieder zurück nach Österreich gezogen.

Frau T. ist Mitte 20, lebt seit zweieinhalb Jahren in London und ist seit sechseinhalb Jahren in einer kinderlosen Beziehung mit einem Engländer.
Ausschlaggebendes Migrationsmotiv war der Hinzug zu ihrem englischen Partner; hinzu kam noch das Motiv, dass sie zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung an der Universität Wien Englisch studierte und sie es als sinnvoll empfand, ihr Studium in einem englischsprachigen Land fortzusetzen. Ähnlich wie Frau N. gibt auch Frau T. an, seit ihrer Jugend eine Faszina-

tion für England verspürt zu haben, was sie dazu bewogen hat, nach ihrer Matura für ein Jahr in eine mittelgroße englische Stadt zu ziehen und dort zu arbeiten. Nach diesem Jahr begann sie an der Universität Wien Englisch zu studieren, zog allerdings ein Jahr später nach London und setzte dort ihr Studium fort. Seit ihrem Studienabschluss unterrichtet sie Englisch in einem Erwachsenenbildungsinstitut.

Frau P. ist Ende 30, lebt mit ihrem österreichischen Ehemann und ihren zwei Kindern seit vier Jahren in London. Sie arbeitet als Psychologin.
Nach ihrem Jusstudium in Wien und Italien zog sie 1997 für ihren damaligen Arbeitsgeber, die europäische Zentralbank, nach Frankfurt. Drei Jahre später, im Jahr 2000, zog sie mit ihrem Partner nach New York, wo sie sich für einen Berufswechsel entschloss und an die Universität zurückkehrt um Psychologie zu studieren. In New York wurde auch ihr erstes Kind geboren. Nach drei Jahren in New York zog Frau P. mit ihrem Mann und ihrem Kind aufgrund der beruflichen Verpflichtungen ihres Mannes nach Frankfurt, ein Jahr später aufgrund beruflicher Verpflichtungen ihres Mannes nach London, wo die Familie seitdem lebt.

Herr C. ist Ende 30, lebt seit 12 Jahren in England und ist Inhaber des bereits erwähnten „Kipferl“. Er lebt seit 11 Jahren in einer Beziehung mit einer Engländerin, mit der er einen vierjährigen Sohn hat. Das ausschlaggebende Migrationsmotiv war die Beziehung zu seiner damaligen englischen Partnerin, die jedoch kurz nach seiner Ankunft in die Brüche ging. Trotz der Trennung ist er in England geblieben und hat die ersten 5 Jahre in einer nordenglischen Stadt gelebt und gearbeitet, bevor er 2001 mit seiner jetzigen Partnerin nach London zog. 2003 eröffnete Herr C. das österreichische Café „Kipferl“ in London, 2008 folgt die Eröffnung eines zweiten Cafés.

Frau L. ist Anfang 20, studiert Kommunikationswissenschaften und lebt seit drei Jahren in London. Sie ist kinderlos und lebt zum Zeitpunkt des Interviews in keiner Beziehung.
Der Grund, der sie bewogen hat nach London zu ziehen, war ihr Wunsch in England zu studieren. Abgeschreckt von vielen negativen Erfahrungsberichten über die Universität Wien und motiviert von der großen Studienauswahl an englischen Universitäten, beschloss sie sich an dem London College of Communication zu bewerben. Nach ihrer erfolgreichen Bewerbung zog sie im Sommer 2005 nach London, wo sie neben ihrem Studium zuerst in einer Weinbar, anschließend in Herrn C.’s österreichischem Café arbeitete. Seit dem Interview hat sie ihren Bacchelor beendet und arbeitet als Übersetzerin für ein Medienunternehmen in London.

Herr H. ist Ende 30, arbeitet als Jurist in einer Kanzlei und lebt seit 4 Jahren mit seiner österreichischen Ehefrau und ihren gemeinsamen zwei Kindern in London.
1996, nach Beendigung seines Jusstudiums in Wien, zog er für ein Jus Masterstudium nach Boston und kehrte ein Jahr später nach einer erfolglosen Arbeitsplatzsuche nach Wien zurück. Nach mehrjährigen beruflichen Aufenthalten in Frankfurt und New York zog Herr H. mit seiner Ehefrau und dem damals bereits geborenen ersten Kind nach London, um in der europäischen Außenstelle der New Yorker Anwaltskanzlei, bei der er seit mehreren Jahren angestellt ist, zu arbeiten. Zum Zeitpunkt des Interviews erwägen Herr H. und seine Ehefrau wieder nach New York zu ziehen.

Herr K. ist Ende 30, single und kinderlos und lebt seit zehn Jahren in London. Er arbeitet als Manager in einem großen privatwirtschaftlichen Unternehmen und übernimmt zusätzlich zu dieser Tätigkeit bei einer bekannten österreichischen Non-Profit Vereinigung in London die Präsidentschaftsfunktion und organisiert in seiner Rolle unterschiedliche Veranstaltungen für in London lebende ÖsterreicherInnen. Vor seinem Umzug nach London arbeitete Herr K. in einer Wiener Filiale einer bekannten österreichischen Bank; das Angebot, die Filialleiterstelle einer anderen Filiale zu übernehmen schlug er jedoch aus und beschloss stattdessen, seinen Wunsch, für einen gewissen Zeitraum in London zu leben und zu arbeiten, in die Tat umzusetzen. Ohne Stellen- oder Wohnungsangebot flog er daraufhin nach London, verbrachte zunächst zwei Monate damit als Tourist die Stadt zu erkunden, fand dann aber rasch die Arbeitsstelle bei seinem jetzigen Arbeitsgeber.
Die Frage, ob er vorhabe dauerhaft in London zu bleiben, verneint er, fügt dann allerdings lachend hinzu „das haben schon viele gesagt, die dann doch geblieben sind“.

13. Migrationsmotive

In diesem Kapitel sollen die in der vorangegangenen Beschreibung der Untersuchungsgruppe bereits angeschnittenen Migrationsmotive der Interviewten nun näher erörtert werden.

Zuallererst ist festzustellen, dass ökonomische Motive und finanzielle Anreize, die bei Arbeitsmigration die ausschlaggebenden Push-Faktoren aufgrund einer häufig wirtschaftlich hoffnungslosen Lage im Herkunftsland darstellen, bei keinem bzw. keiner der Interviewten Auslöser für ihre Migrationsentscheidung[1] waren. Dies liegt vermutlich daran, dass sich die

[1] Einige der Interviewten haben bereits vor ihrer Migration nach London das Herkunftsland verlassen und außerhalb des Herkunftslandes, in Städten wie New York und Frankfurt gelebt – der Begriff Migrationsentscheidung bezieht sich in dieser Arbeit aber nicht auf ihre ursprüngliche Migrationsentscheidung und das resultierende Verlassen der Herkunftslandes, sondern auf ihre Entscheidung nach London zu ziehen.

wirtschaftliche Lage in Herkunfts- und Aufenthaltsland nicht signifikant voneinander unterscheidet. So lag 2006 das durchschnittliche BIP je EinwohnerIn in Österreich bei 31100 Euro, in Großbritannien bei 32000 Euro (vgl. Eurostat 2006).

Berufliche Motive spielen aber bei ihrer Migrationsentscheidung sehr wohl eine Rolle, wie wir weiter unten noch ausführlicher erfahren werden.

Die ausschlaggebenden Gründe, welche die Interviewten dazu bewogen haben, nach London zu ziehen, sind allerdings soziale und/oder kulturelle Motive.

Beginnen wir mit sozialen Motiven: vier der Interviewten geben als Hauptmotiv für ihre Migration soziale Gründe an. Bei zwei der Interviewten handelte es sich dabei um den Hinzug zu der bzw. dem in London lebenden PartnerIn, bei den anderen beiden handelte es sich um einen Mitzug mit ihrem jeweiligen Partner – in dem einen Fall hatte der Partner nach der Bitte um eine Versetzung ein Arbeitsangebot von der Londoner Außenstelle seiner juristischen Arbeitsstätte bekommen und angenommen, in dem anderen Fall wollte der Partner, der davor mit seiner Partnerin zusammen in Wien wohnte, in sein englisches Herkunftsland zurückziehen.

Bei allen Interviewten spielten kulturelle Migrationsmotive – eine Faszination und ein Interesse für die Kultur der Aufenthaltsgesellschaft – eine zentrale Rolle bei ihrer Entscheidung nach London zu ziehen. Vor allem die globale Stadt London mit ihrer kulturellen Vielfalt hat auf die Interviewten bereits vor ihrer Migration eine Anziehungskraft ausgeübt. Auch die Sprache des Aufenthaltslandes ist ein Grund, der die Interviewten dazu bewogen hat, nach London zu migrieren, da sie aufgrund ihrer englischen Sprachkenntnisse in der Lage waren, in der Aufenthaltsgesellschaft handlungsfähig zu sein, und England daher nicht nur als interessanter, sondern auch als sprachlich zugänglicher Raum wahrgenommen wurde.

Im Zusammenhang mit Handlungsfähigkeit ist auch die Tatsache, dass die Interviewten als BürgerInnen der Europäischen Union in England einen rechtlich gesicherten Zugang zu sozialen, ökonomischen und kulturellen Ressourcen haben, zu erwähnen. Der Abbau von Mobilitätsbarrieren innerhalb der Europäischen Union ist daher ein wichtiger Pull-Faktor für innereuropäische Wanderungsbewegungen und beeinflusste die Migrationsentscheidung der Interviewten maßgeblich.

Auch berufliche Motive sind bei der Mehrheit der Interviewten Mitauslöser für ihre Migrationsentscheidung. So haben sich drei der Interviewten, da sie mit einem Studium in London eine Wertsteigerung ihrer akademischen Fähigkeiten und Vorteile auf dem Arbeitsmarkt in Verbindung gebracht haben, zu einem Studium in London entschieden und sind für diesen Zweck nach England migriert. Andere Interviewte, welche zum Zeitpunkt ihrer Migration bereits erwerbstätig waren, haben in London eine Möglichkeit zu ihrer beruflichen Handlungserweiterung erkannt. London ist nämlich ein internationales Kommunikation-, Investitions-

und Produktionszentrum, wo die Mitarbeit an globalen Projekten und große Karrieresprünge möglich sind.

Die Entscheidung jedes bzw. jeder Interviewten, nach London zu ziehen, wurde also von einem Bündel von unterschiedlichen Motiven beruflicher, kultureller und sozialer Natur beeinflusst.
Ein ausschlaggebender Push & Pull-Faktor, welcher für alle Interviewten gleichermaßen zutrifft, ist nicht festzustellen; stattdessen gibt es ein Bündel an unterschiedlichen Migrationsmotiven. Eines aber haben bzw. hatten alle Interviewten gemeinsam, und zwar eine kosmopolitische Geisteshaltung, die sich in einer Offenheit gegenüber dem Neuen und Unbekannten und ihrem Bedürfnis nach „Abwechslung“ manifestierte und sie dazu befähigt hat, ihr Herkunftsland auf unbestimmte Zeit zu verlassen und sich in die unbekannten sozialen und geographischen Räume der Aufenthaltsgesellschaft zu begeben.

Möchte man nun von der Untersuchungsgruppe auf die Grundgesamtheit von in London lebenden ÖsterreicherInnen schließen, so kann man sagen, dass ÖsterreicherInnen in London nicjt aufgrund eines ausschlaggebenden Push & Pull-Faktors wandern, die Migration vielmehr ein Resultat unterschiedlicher Motive und ihrer kosmopolitischen Geisteshaltung ist und meist keinen strategisch geplanten Schritt darstellt, sondern vielmehr die Folge von spontanen Entscheidungen und Handlungen ist.

14. Migrationsform

Die Interviewten verlassen Österreich nicht mit dem Ziel, sich dauerhaft in dem Aufenthaltsland niederzulassen, zugleich aber ist die Aufenthaltsdauer nicht zeitlich begrenzt. Mit anderen Worten heißt dies, dass die Interviewten sich zum Zeitpunkt ihrer Migration nach London nicht über die Länge ihres Aufenthaltes in London bewusst sind und auch zum Zeitpunkt des Interviews konnte keineR der Interviewten auf die Frage, ob und wie lange er/sie in dem Herkunftsland bleiben würde, eine eindeutige Antwort geben. Ein dauerhafter Verbleib in London wird zwar von keiner/keinem der Interviewten explizit angestrebt, kann aber von der Mehrheit auch nicht vollständig ausgeschlossen werden. Die Dauer ihres Aufenthaltes in London machen die Interviewten von dem „Erfolg“ ihrer in London verorteten Lebenswelt abhängig, welches sich in einem subjektiven Zufriedenheitsgefühl mit ihrer alltagsweltlichen Lebenspraxis in der Aufenthaltsgesellschaft äußert. Sind die Interviewten also nun mit ihrer Wohnsituation, ihrer Partnerschaft, ihrem Beruf, ihrem Freundeskreis usw. zufrieden, spricht nichts gegen ein (vorläufiges) Verbleiben in London. Bei einem Misserfolg, zum Beispiel einer Trennung oder einem Arbeitsplatzverlust, würden die Interviewten aber ein Verlassen

des Aufenthaltslandes in Erwägung ziehen. Da diese Entwicklungen nicht vorhersehbar sind, ist für die Interviewten der zeitliche Verlauf ihres Aufenthaltes nicht planbar – so könnten sie oder ihrE PartnerIn morgen ein Arbeitsangebot erhalten und nach New York ziehen, ebenso gut aber könnten sie ein Beförderungsangebot in London erhalten und sich verpflichten für die nächsten fünf Jahre in London zu bleiben.

Ebenso gut könnten die Interviewten auch nach Österreich zurückkehren, haben sie doch jederzeit eine (temporäre) Wohnunterkunft bei Familienmitgliedern oder Freunden, Partizipationsmöglichkeiten auf dem heimischen Arbeitsmarkt, ein familiäres und freundschaftliches Netzwerk vor Ort – Ressourcen also, die eine rasche „Eingliederung" in die Herkunftsgesellschaft ermöglichen würden.

Die Möglichkeit des Verlassens des Aufenthaltslandes ist daher kontinuierlich präsent, und durch das Aufrechthalten von Verbindungen zu dem Herkunftsland[1] können sie jederzeit in das Herkunftsland zurückkehren. Sie verfügen über eine große Mobilitätsbereitschaft und Mobilitätsfähigkeit – ihre Lebenswelt ist zwar gegenwärtig in der Aufenthaltsgesellschaft verortet, doch bei Bedarf könnten sie jederzeit ihre Sachen packen und das Aufenthaltsland verlassen.

Die Fähigkeit, ihre Zelte in London abzubauen und ohne größere Schwierigkeiten woanders neu aufzubauen, ist ein Resultat der mobilen Lebenswelt der Interviewten. So haben alle Interviewten bereits vor ihrer Migration nach London diverse Auslandserfahrungen gemacht, und aufgrund von Praktika in New York und Hamburg, Au-Pair Aufenthalten in England und Australien, Masterstudien in den USA und Bologna, Berufstätigkeit in Frankfurt usw. ihr Herkunftsland für längere Zeit verlassen. Anstatt daher von Migration bzw. MigrantInnen zu sprechen sind die Ausdrücke Mobilität bzw. mobile Personen zur Beschreibung der Lebenswelt von AuslandsösterreicherInnen in London wesentlich treffender.

Ein zentrales Charakteristikum der Wanderungsbewegung der Zielgruppe ist neben der nicht festgelegten Aufenthaltslänge die Tatsache, dass sie eine Bewegung von Individuen und nicht von Gruppen ist, und die Migration nach London beispielsweise keinen Nachzug von Familiemitgliedern nach London auslöst. Die Entscheidung nach London zu ziehen haben die Interviewten aufgrund individueller und nicht struktureller Motive wie einer hoffnungslosen Arbeitsmarktlage im Herkunftsland getroffen, und auch die Umsetzung fand nicht in einer Gruppe oder nach einem kollektiven Vorbild statt, sondern wurde von den Interviewten individuell bewerkstelligt.

Die Migration nach London fand bei den meisten Interviewten zu Umbruchszeiten statt, welche den Übergang von einem Lebensabschnitt zu dem nächsten kennzeichnen, zum Beispiel nach Beendigung der Schule oder des Studiums oder nach dem Erhalt eines Arbeits-

[1] Diese werden in den Kapiteln 15.1. – 15.6. mit Bezugnahme auf die familiären und freundschaftlichen Beziehungen der Interviewten zu Individuen im Herkunftsland, ihres Konsums von österreichischen Artefakten und ihr Zurückgreifen auf im Herkunftsland verortete Dienstleistungen ausführlich erörtert.

angebotes. Der Verlauf des neuen Lebensabschnitts in dem Herkunftsland wäre für die Interviewten vorhersehbar gewesen, was sie allerdings ablehnten und sich stattdessen für das Neue und Unbekannte eines Auslandsaufenthaltes entschieden.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass die nicht festgelegte Aufenthaltsdauer das zentrale Charakteristikum dieser innereuropäischen Wanderungsbewegung darstellt.
Eine dauerhafte Niederlassung im Aufenthaltsland wird allerdings nicht angestrebt; stattdessen möchten die Interviewten sich ihre Mobilitätsfähigkeit aufrechterhalten und sind, was zukünftige Wohnorte betrifft, sehr flexibel. Der Verlauf bzw. die Dauer des Aufenthaltes wird nicht strategisch geplant, sondern die Dauer des Verbleibens wird von einem subjektiven Zufriedenheitsgefühl abhängig gemacht. Auf die Frage, wo sie in zehn Jahren vermutlich leben werden, kann daher keiner der Befragten eine definitive Antwort geben.

15. Transnationale Lebensweise

15.1. Soziale Beziehungen zu Individuen im Herkunftsland

Die interviewten AuslandsösterreicherInnen pflegen intensive soziale Beziehungen mit in ihrem Herkunftsland lebenden befreundeten Individuen und Familienmitgliedern.
Charakteristika dieser sozialen Beziehungen und die Frage, wie trotz der geographischen Distanz zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsland die Beziehungen aufrechterhalten werden können, werden in diesem Kapitel nun thematisiert.

Was die Intensität und Qualität von transnationalen freundschaftlichen und familiären Netzwerken[1] betrifft, sind Unterschiede festzustellen. Während Familiennetzwerke auch über eine große Distanz meist stabil und anhaltend sind, ist dies bei Freundschaftsnetzwerken nicht immer der Fall, was unter anderem daran liegt, dass Investitionen in Freundschaften[2] der Charakter von Freiwilligkeit anhaftet und einer Renditeerwartung unterliegt – Freundschaften sind dann attraktiv, wenn der Kontakt erhalten bleibt und sich als lohnend[3] herausstellt (vgl. Mau 2007: 70).
Die Aufrechterhaltung des Kontaktes ist für die Interviewten mit ihrer Migration nach London mit vermehrten Anstrengungen verbunden, da aufgrund der geographischen Distanz keine

[1] Mit Netzwerk wird in Anlehnung an Künemund/Hollstein (2000: 214) ein Beziehungsgeflecht von Elementen, in diesem Fall der Personengruppe „AuslandsösterreicherInnen“, verstanden.
[2] Den Begriff Freundschaft zu definieren ist äußerst schwierig, da diese Beziehungsform offen für Interpretationen und Veränderungen und die genauen Inhalte und Umgangsformen zwischen befreundeten Individuen erst im jeweiligen sozialen Zusammenhang entstehen (vgl. Stegbauer: 2007). Freundschaft wird in dieser Arbeit daher schlicht als affektive Beziehung zwischen zwei Individuen jenseits partnerschaftlicher oder familiärer Bindungen definiert.
[3] Lohnend umschreibt eine Reihe von möglichen Erträgen zum Beispiel emotionales Wohlbefinden aber auch konkrete Hilfeleistungen.

beiläufigen Begegnungs- und face-to-face Kommunikationsmöglichkeiten zwischen ihnen und Freunden und Freundinnen in Österreich möglich sind, weswegen die Zahl der Personen, zu denen der Kontakt und die Freundschaft gepflegt wird, sich mit einer Auswanderung drastisch reduziert.

Allerdings nehmen die Freundschaften mit Individuen in Österreich für die Interviewten trotz der Verortung ihrer Lebens- und Alltagswelt in einem geographisch weit entfernten Raum und der seltenen Begegnungsmöglichkeiten eine hohe Relevanzstellung ein. Viele der Beziehungen zu Individuen im Herkunftsland sind für die Interviewten sehr wichtige soziale Verbindungen aus prägenden Zeiten wie der Schulzeit oder dem Studium, mit deren Intensität die im Aufenthaltsland geschlossenen Freundschaften nur in seltenen Fällen mithalten können. So betont einer der Interviewten zum Beispiel: *„[I]ch hab keine Freunde gefunden die intimer sind oder besser sind als die ich jetzt ewig, schon seit 20, 25 Jahren kenne."* Während die Bezugspunkte für die im Aufenthaltsland geschlossenen Freundschaften in der Gegenwart bzw. unmittelbaren Vergangenheit liegen und damit keine lange biographische Verbundenheit zwischen den Individuen vorliegt, ist dies bei Freundschaften im Herkunftsland, deren Entstehungszeitraum lange zurückliegt, genau entgegengesetzt: diese können eine gemeinsame biographische Verbundenheit und eine in der Vergangenheit geteilte Erfahrungswelt vorweisen, nicht jedoch an gegenwärtige Bezugspunkte anknüpfen. Beziehungen zwischen den Interviewten und ihren Freunden und Freundinnen in Österreich trotz der räumlichen Distanz für die Interviewten oft einen höheren Stellenwert ein als Beziehungen zu ihren Freundinnen und Freunden in London, mit welchen sie in einem wesentlich häufigeren face-to-face Austausch stehen als zu FreundInnen in Österreich. Mit anderen Worten sind für die Interviewten ihre Freundschaften in Österreich trotz der geographischen Distanz und seltenen Begegnungsmöglichkeiten oftmals intensiver [1] als ihre Freundschaften in London, obwohl diese durch häufigere Begegnungsmöglichkeiten gekennzeichnet sind.

Dies liegt daran, dass die Freundschaften im Aufenthaltsland häufig auf gegenwärtigen Bezugspunkten des Alltags z.B. den gleichen Wohnort basieren, und mit einer Änderung wie einem Wohnortwechsel die Freundschaft ihre Berechtigung verlieren würde, während hingegen die österreichischen Freundschaften auf unveränderlichen und fest verankerten Bezugspunkten in der Vergangenheit basieren.

Aber selbst die verhältnismäßig fest verankerten Freundschaften der Interviewten mit Personen im Herkunftsland würden bei kommunikativer Funkstille schnell beendet werden und müssen daher aufrechterhalten werden. Dabei spielen aufgrund der räumlichen Entfernung

[1] Der Begriff Intensität bezeichnet hier den emotionalen Stellenwert, den die Freundschaften für die Person einnimmt – je höher die emotionale und biographische Verbundenheit zwischen den Personen, desto intensiver auch die Freundschaft.

zwischen dem Herkunfts- und Aufenthaltsland und der damit verbundenen physischen Abwesenheit der befreundeten Personen Kommunikationsmedien eine zentrale Rolle.
Um mit Freunden und Freundinnen in Österreich in Kontakt zu bleiben, greifen die Interviewten auf Kommunikationsmedien wie Emails, Telefonate oder Skype zurück, die es ihnen ermöglichen, grenzüberschreitende soziale Beziehungen losgelöst von räumlichen Fixierungen aufrecht zu erhalten, da sie auf diesem Weg in der Lage sind mit Freunden und Freundinnen Informationen auszutauschen. So schreiben die Interviewten beispielsweise regelmäßig E-Mails an Freunde und Freundinnen in Österreich und lassen sie auf diesem Weg an ihrem Leben teilhaben.
Trotz des Informationsaustausches aber, welche Kommunikationsmedien ermöglichen, bleibt allerdings ein Bedürfnis nach face-to-face Kommunikation erhalten. Dies liegt daran, dass Kommunikationsmedien wie Email oder Telefon eine geringere soziale Präsenz und die übermittelten Informationen einen geringeren Komplexitätsgrad vorweisen, face-to-face Kommunikationen hingegen parallele Kommunikationskanäle besitzen, unmittelbares Feedback ermöglichen, eine große Bandbreite an Ausdrucksmöglichkeiten besitzen und die Vermittlung und Wahrnehmung persönlicher Gefühle und Emotionen ermöglichen (vgl. Nohr 2002: 9).
Um nun Interaktionen mit hoher sozialer Präsenz, mit anderen Worten face-to-face Begegnungen, zu ermöglichen, organisieren die Interviewten regelmäßig Besuchsreisen in ihr Herkunftsland, in deren Rahmen sie ihre freundschaftlichen Kontakte durch face-to-face Treffen pflegen. Diese face-to-face Interaktionen mit FreundInnen sind ein fixer Bestandteil jedes Besuches im Herkunftsland und ein Beleg dafür, dass auch transnationale Freundschaften einer Bestätigung durch face-to-face Begegnungen bedürfen. Zwar gehen grenzüberschreitende soziale Beziehungen über eine unmittelbare Ortsbindung und Anwesenheit hinaus, da nämlich der soziale Charakter der Beziehung auch nach Beendigung der physischen Präsenz anhält (vgl. Mau 2007: 69 f), allerdings brauchen auch plurilokale soziale Beziehungen Begegnungen.
Lokal verortete Freundschaften ermöglichen im Gegensatz zu transnationalen Freundschaften einen gegenseitigen Austausch ohne viel Zutun der befreundeten InteraktionspartnerInnen, da man die Gelegenheit der wiederholten Begegnung beiläufig wahrnehmen kann. Man kommt, anders formuliert, kaum aneinander vorbei (vgl. Mau 2007: 76f).
Anders verhält es sich bei transnationalen Freundschaften, deren geographische Distanzvergrößerung sich zwar nicht zwangsläufig in einer Verkleinerung der Interaktionsqualität niederschlagen muss, wo es allerdings dennoch zu einer Änderung im Beziehungstyp kommt. Aufgrund ihrer seltenen Kontakthäufigkeiten benötigen Freundschaften zu Personen im Herkunftsland zusätzliche Anstrengungen, um aufrechterhalten zu werden. So nutzen die Interviewten ihre meist nur kurzen Aufenthalte in Österreich für face-to-face Treffen mit Freunden

und Freundinnen und setzen sich dabei regelmäßig einem großen „Sozialstress“ aus, wie es einer der Interviewten formuliert, da innerhalb eines kurzen Zeitraumes eine große Menge an face-to-face Treffen mit Freundinnen und Freunden stattfindet.

Die Aufrechterhaltung der Freundschaften zu Individuen im Herkunftsland ist für die Interviewten mit einem hohen Zeit- und Kostenaufwand verbunden und verlangt nach einem bewussten Zutun ihrerseits, da Gelegenheiten zum direkten Kontakt und persönlichem Gespräch sehr selten sind, durch informationsarme Kommunikationsformen wie Emails jedoch nur schwer ausgeglichen werden können. Zudem müssen sie den größeren Beitrag zur Aufrechterhaltung leisten und die Begegnungen initiieren, wie folgender Interviewausschnitt illustriert: *„Ja, und ich muss kommen. Sie würden jetzt nicht herkommen. […]. Aber so bin ich diejenige, die kommt. Also es hat mich von meinen Freundinnen glaub ich, ja eine hat mich besucht seit ich hier bin.“*

Bei einem Informationsaustausch mittels informationsarmer Kommunikationsmedien wie Email wird der Komplexitätsgrad und Grad der sozialen Präsenz der kommunizierten Inhalte reduziert, was Konsequenzen für die Intensität und Qualität der sozialen Beziehung haben kann. Um dies auszugleichen sind die selten stattfindenden face-to-face Kommunikationen zwischen den Interviewten und ihren Freunden und Freundinnen in Österreich durch einen informationsreichen Austausch gekennzeichnet.

Während Freundschaften, die lokal verortet sind und den befreundeten Individuen viele face-to-face Begegnungen ermöglichen, ohne viel Handlungszwang aufrechterhalten bleiben können, ist dies bei transnationalen Freundschafen nicht der Fall.

Aufgrund der räumlichen Distanz der befreundeten Individuen sind Besuche, Begegnungen und gemeinsame gegenwärtige Erlebnisse zwischen AuslandsösterreicherInnen und befreundeten Individuen in Österreich selten. Dies ist vermutlich einer der Gründe, warum sich die Zahl der Freundschaften für die Interviewten, nachdem sie Österreich verlassen haben, drastisch reduziert hat. So geben alle Interviewten an, dass sich ihr Netzwerk in Österreich seit ihrer Auswanderung verkleinert hat und sie nur mehr mit einer begrenzten Anzahl an befreundeten Personen in regelmäßigen Kontakt stehen. Eine der Interviewten sagt: „*meine Kontakte in Wien sind jetzt sicher weniger als sie wären wenn ich dort geblieben wäre einfach weil man durch die Distanz halt selektiver ist und dann nur bei einer handvoll von Leuten sich die Mühe macht in Kontakt zu bleiben“* und spricht damit implizit die Anstrengungen einer Aufrechterhaltung an.

Dieser Reduktion an Freundschaften stehen AuslandsösterreicherInnen in London allerdings pragmatisch gegenüber und nehmen es als unausweichliche Konsequenz ihres transnationalen Lebensstils wahr. Manche interpretieren den quantitativen Rückgang als positiven Selektionsprozess, der eine Qualitätsevaluation der Freundschaften und bildlich gesprochen, eine Trennung des Spreus vom Weizen ermöglicht.

Wie viel Zeit und Energie in die Pflege des verbleibenden freundschaftlichen Netzwerkes im Herkunftsland investiert wird, ist dabei von der jeweiligen Lebenssituation der Individuen und den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen zur Investition in die Freundschaft abhängig. Die Interviewten, welche sich in keinen gefestigten familiären Verhältnissen befinden – diese gehören mit einer Ausnahme zu den jüngeren der Untersuchungsgruppe – verfügen über ein weitaus größeres freundschaftliches Netzwerk als jene Interviewten, die in einer festen Partnerschaft leben und Nachwuchs haben, was daran liegt, dass für diese Interviewten Freundschaften eine der Familie untergeordnete Rolle einnehmen und sie entsprechend weniger Zeit in die Pflege und Aufrechterhaltung der Freundschaften investieren. Die Interviewten ohne eigene Familie investieren mehr Zeit in die Aufrechterhaltung von Freundschaften, schreiben regelmäßige Emails und fahren regelmäßig ihre Freunde und Freundinnen im Herkunftsland besuchen.
Aber obwohl diese im Vergleich zu Interviewten mit Familie mehr Zeit und Energie in die Aufrechterhaltung investieren, hat sich auch bei ihnen seit ihrer Migration nach London die Zahl ihrer in Österreich verorteten Freundschaften reduziert.

Anders verhält es sich bei den sozialen Beziehungen der Interviewten zu ihren Familienmitgliedern[1] im Herkunftsland, deren Intensität auch mit der geographischen Distanz zwischen Aufenthalts- und Herkunftsland nicht nachgelassen hat. Die Interviewten geben alle an, bereits vor ihrer Migration nach London ein gutes Verhältnis mit Familienmitgliedern gepflegt zu haben, welches sich mit ihrer Migration nach eigener Aussage verbessert hat. So stehen sie in regelmäßigen telefonischen Kontakt mit Familienmitgliedern und sprechen in der Regel mindestens einmal die Woche mit ihren Eltern. Auch in der Beziehung zu Familienmitgliedern spielen Kommunikationsmedien also eine wichtige Rolle, da die Interviewten über das Medium Telefon mit Familienmitgliedern in Kontakt stehen. Regelmäßige gegenseitige face-to-face Besuche sorgen zusätzlich dafür, dass die familiäre Bindung aufrecht gehalten und bestärkt wird. Manche der Interviewten fahren etwa alle drei Monate zu diesem Zweck nach Österreich.
Die Mehrheit dieser face-to-face Begegnungen findet im Rahmen von zeremoniellen Ereignissen wie dem Weihnachtsfest im Herkunftsland statt und sind für die Interviewten von großer Wichtigkeit – ist aufgrund spezieller Umstände eine Begegnung im Herkunftsland nicht oder nur schwer realisierbar, wird das face-to-face Encounter stattdessen in das Aufenthaltsland verlegt. Als einer der Interviewten es zum Beispiel aufgrund ihrer beiden kleinen Kinder zu erschwerlich schien für das Weihnachtsfest in das Herkunftsland zu fahren, verlegten ihre Eltern das gemeinsame Weihnachtsfest stattdessen nach London.

[1] Mit Familienmitgliedern sind Geschwister und Elternteile der Interviewten gemeint

Die geographische Distanz zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsland und die damit verbundene geringe Begegnungshäufigkeit von AuslandsösterreicherInnen mit ihren Familienmitgliedern wirkt sich also nicht, wie vermutet werden könnte, negativ auf die Beziehungsstruktur und den eingenommenen Stellenwert der sozialen Beziehung in der Lebenswelt der AuslandsösterreicherInnen aus.

Im Gegenteil verbessert und verdichtet sich die Intensität und Qualität der sozialen Beziehung von AuslandsösterreicherInnen zu Mitgliedern ihrer Kernfamilie mit geographischer Distanz und damit verbundener seltenen Begegnungshäufigkeit. *„[D]iese Verbundenheit mit der Familie“*, sagt einer der Interviewten, *„die hat sich eher verstärkt, […] seitdem ich hier bin habe ich mit sämtlichen Familienmitgliedern viele besseren Gespräche geführt, viele sinnvollere, gehaltvollere Gespräche.“*

Ein möglicher Erklärungsgrund dafür ist, dass mit der räumlichen Entfernung nicht nur die face-to-face Begegnungsmöglichkeiten, sondern auch die Konfliktmöglichkeiten verringert werden; wenn zwischen den Interviewten und ihren Familienmitgliedern Begegnungen stattfinden, wird von beiden Seiten starkes Konfliktmanagement betrieben, um ein konfliktarme Begegnung zu ermöglichen.

Die Beziehung zu Familienmitgliedern im Herkunftsland ist für die Interviewten nicht nur emotional von hohem Wert, sondern auch von hohem funktionalem Nutzen, da sie in schwierigen Situation auf ihre Familie als Unterstützungsnetzwerk zurückgreifen können. Eine der Interviewten beschreibt dies mit dem Worten: *„[W]enn alles zusammenbricht, in Wien hab ich immer ein Auffangnetz von meinen Eltern, von Peters Eltern, von den Geschwistern und allen. Ich will es natürlich nicht benützen, aber es ist schon ein Fundament dass es das gibt und das ist sicher nur in Wien, wo ich wüsste auch wenn ich eine Krise hab oder irgendwas ist, da kann ich die Kinder hingeben und sie sind ganz sicher so, das ist Wien.“*

Das Vorhandensein eines familiären Unterstützungsnetzwerkes, auf welches in Krisensituationen immer zurückgegriffen werden kann, ist für AuslandsösterreicherInnen ein emotionaler Anker, der einen erfolgreichen Umgang mit den Komplexitäten und Risiken eines transnational mobilen Lebensstils[1] ermöglicht.

Das familiäre Unterstützungsnetz beinhaltet dabei eine Reihe möglicher finanzieller, emotionaler und praktischer Hilfeleistungen – das zur Verfügung Stellen von Wohnraum ebenso wie das Repräsentieren von Zugehörigkeit und Heimat, auf das in Krisenzeiten gerne zurückgegriffen wird.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass mit der Migration der interviewten ÖsterreicherInnen nach London die Intensität und Qualität ihrer sozialen Beziehung zu Angehörigen der Kernfamilie zunimmt und mithilfe regelmäßiger Telefonate, E-Mails und Besuchsreisen nehmen AuslandsösterreicherInnen und ihre Familienmitglieder gegenseitig an ihrem Leben teil.

[1] Mehr zu den Herausforderungen und Risiken eines transnational mobilen Lebensstils siehe Kapitel 15.7.

Mit einer Migration nimmt auch die soziale Funktion ihres Familiennetzwerkes als sicherheitsstiftende Rückanbindung an bekannte Orte und Personen, die ihnen angesichts ihres flexibilisierten und individualisierten Lebensstils eine emotionale Verankerung ermöglicht, an Bedeutung zu.

15.2. Soziale Beziehungen zu Individuen im Aufenthaltsland

Das Verlassen des Herkunftslandes und des dort verorteten freundschaftlichen und familiären Netzwerkes hat zur Konsequenz, dass im Aufenthaltsland ein neues soziales Netzwerk aufgebaut werden muss – ein Prozess, der mit einem hohem Investitionsbedarf verbunden ist, und sich oftmals erst nach langer Zeit „lohnende“, sprich emotional bestätigende Freundschaften als Resultat der Bemühungen einstellen.
Festzustellen ist, dass dabei häufig zu anderen AuslandsösterreicherInnen in London Freundschaften aufgebaut und gepflegt werden. Die Tatsache, in dem gleichen geographischen Raum, nämlich Österreich, sozialisiert worden zu sein und demnach auf die gleichen Sinn- und Symbolsysteme zurückzugreifen, erleichtert einen Aufbau von Freundschaften zwischen AuslandsösterreichInnen in London.
Nicht nur die Tatsache aber, dass AuslandsösterreicherInnen die gleiche Herkunft und die gleichen Sinn- und Symbolsysteme verbindet, ist als Grund für die häufigen Freundschaften zu nennen, auch das Vorhandensein von österreichischen Organisationen und Vereinigungen, welche Veranstaltungen speziell für in London lebende ÖsterreicherInnen organisieren, fördert die Kontaktaufnahme und das Entstehen von binnenethnischen Freundschaften.
So organisiert etwa die 1992 gegründete österreichische Non-Profit Vereinigung „Österreicher Club London“ regelmäßige Veranstaltungen für AuslandsösterreicherInnen in London. Die Vereinigung fungiert dabei als institutionelle Rahmung für soziale Beziehungen zwischen AuslandsösterreicherInnen in London und fördert die Initiierung und Aufrechterhaltung der Beziehungen, indem sie diverse soziale Veranstaltungen für in London lebende ÖsterreicherInnen organisiert. Das Ziel der Organisation besteht unter anderem darin, Austauschbeziehungen zwischen österreichischen MigrantInnen in London zu fördern und zu verstärken.
So besuchen AuslandsösterreicherInnen die organisierten Veranstaltungen nicht nur zum Zwecke des Amüsements sondern nutzen die Veranstaltungen auch als Networking Gelegenheit, also dem Knüpfen von sozialen Beziehungen zum gegenseitigen Vorteil, womit aber auch freundschaftliche Beziehungen gemeint sind, deren Ertrag sich nicht in einer finanziellen oder beruflichen Ressourcenerweiterung niederschlagen muss.
Der „Österreicher Club London“ organisiert mit dem Ziel, in London lebende ÖsterreicherInnen zusammen in einen gegenseitigen Austausch zu bringen, mehrmals im Jahr unter-

schiedliche Veranstaltungen, welche aufgrund der heterogenen Zielgruppe[1] breit gefächert sind, um unterschiedliche Bedürfnisse zu befriedigen – so umfassen die organisierten Veranstaltungen beispielsweise einen „Österreicherball“, „Schnitzelessen“, Krampus- und Faschingsfeiern.

Alle Veranstaltungen aber verbindet, dass es sich um ein Zusammentreffen unterschiedlicher Individuen handelt, mit dem Ziel, kollektive, im Herkunftsland verortete Handlungen und Rituale gemeinsam zu praktizieren.

Bei den organisierten Veranstaltungen steht das Kollektiv und nicht das Individuum im Mittelpunkt, und das dem Kollektiv zugrunde liegende gemeinsame Merkmal – das Herkunftsland – wird zelebriert und in seiner Bedeutung für das Kollektiv und Individuum reproduziert.

Der Wir-Zusammenhang der Organisationsmitglieder[2] beruht auf der gemeinsamen Zugehörigkeit zu dem Herkunftsland; mögliche Konfliktpunkte, welche die Wir-Gemeinschaft des Organisationskollektives gefährden könnten, werden dabei bewusst vermieden. So erfolgt in der Organisation beispielsweise keine kritische Auseinandersetzung mit politischen und gesellschaftlichen Prozessen im Herkunftsland, und dem Präsidenten der Organisation ist es untersagt, seine politische Einstellung offen kund zu tragen.

Die Organisationsidentität basiert auf dem Herkunftsland und wird durch die organisierten Veranstaltungen zelebriert und rekonstruiert; auch die Individuen, welche die Veranstaltungen besuchen, reproduzieren ihre Verbindungen zu dem Herkunftsland, indem sie im Herkunftsland verortete Handlungen und Feierlichkeiten im Kollektiv praktizieren, und knüpfen im Rahmen der Veranstaltungen berufliche und/oder freundschaftliche Kontakte zu anderen AuslandsösterreicherInnen.

Aber bei dem „Österreicher Club London“ handelt es sich nicht um eine von der Aufenthaltsgesellschaft hermetisch abgeschottete Organisation, vielmehr ist die Organisation darum bemüht, beide Gesellschaften miteinander zu verknüpfen. Dies kann man sehr gut am Beispiel der Internetseite der Organisation erkennten, welche zur Illustration sowohl österreichische als auch britische Symbole wie zum Beispiel die österreichische und britische Flagge verwendet, und Bilder von bekannten Orten und Gebäuden in Österreich und London wie Big Ben und der Hohenfestung Salzburg einblendet. Zudem betont die in Englisch gehaltene Internetseite, dass die Organisation sich nicht nur an „Austrian expatriates in London” richtet, sondern ebenfalls an „UK nationals with a strong bond to Austria“[3], und ihre offizielle Zielgruppe somit Individuen aus beiden Gesellschaften umfasst.

[1] Die Zielgruppe umfasst nach Aussagen des Präsidenten vor allem zwei Personengruppen: ältere ÖstereicherInnen, deren Auswanderung aus Österreich viele Jahre zurückliegt und welche sich in London niedergelassen haben und ÖsterreicherInnen der Sorte, wie sie diese Arbeit untersucht, also jüngere, hochqualifizierte AuslandsösterreicherInnen, die keine dauerhafte Niederlassung in London anstreben.

[2] Individuen können dem „Österreicher Club London“ nämlich nach Begleichen einer Mitgliedschaftsgebühr in der Höhe von 25 Euro im Jahr als Mitglied beitreten.

[3] Siehe dazu: http://www.austrianclublondon.com/about.html

Die Mehrheit der Interviewten stehen binnenethnischen Vereinigungen wie dem „Österreicher Club“ kritisch gegenüber und meiden den Besuch der organisierten Veranstaltungen. Mit der kollektiven Identität der Organisation, welche auf dem gemeinsamen Herkunftsland basiert, kann sich die Mehrheit der Interviewten nämlich nicht identifizieren. Aber die Tatsache, dass alle Interviewten von den „Österreicher Club London“ gehört haben und über deren Veranstaltungen grob Bescheid wissen, ist als Hinweis für die gegenseitige Vernetzung von AuslandsösterreicherInnen in London zu deuten.

Ein zentrales Charakteristikum der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Interviewten und Personen im Aufenthaltsland ist, dass selten Freundschaften mit einheimischen EngländerInnen, häufig aber mit Personen entstehen, deren Herkunftsland außerhalb England liegt, und welche daher ebenfalls als „MigrantInnen“ zu klassifizieren sind. *„[B]ei denen sich eine bessere Freundschaft entwickelt“*, sagt einer der Interviewten, *„sind die, die aus einem anderen Land kommen. Es ist egal ob die aus Mexiko kommen oder aus Taiwan, aber es ist immer, dieser, dass man in einer fremden Nation ist.“*
Die gemeinsame Erfahrung des „Fremd-seins“ in der Aufenthaltsgesellschaft und die Tatsache, sich nicht in die national konnotierte Wir-Gemeinschaft „EngländerInnen“ einordnen zu können, verbindet transnationale MigrantInnen in London. Transnationale MigrantInnen, unabhängig davon, aus welchem Herkunftsland sie stammen, teilen nicht nur das Wissen um die komplexen emotionalen und organisatorischen Anforderungen einer transnationalen Lebensweise, sondern auch die Erfahrung nicht Teil des Wir-Zusammenhanges der Aufenthaltsgesellschaft zu sein, was den Aufbau einer Freundschaft erleichtert.
Aber nicht nur der gemeinsame Status des/der Fremden, sondern auch die gemeinsame Notwendigkeit, sich ein soziales Netzwerk in der Aufenthaltsgesellschaft aufbauen zu müssen, ist eine der Ursachen dafür, warum sich das freundschaftliche Netzwerk der Interviewten überwiegend aus anderen transnationalen MigrantInnen zusammensetzt. Enge freundschaftliche Beziehungen zu einheimischen EngländerInnen pflegen die Interviewten nur selten. Eine der Ursachen dafür ist, dass „Locals“ bereits über ein aufgebautes Netzwerk verfügen und ein dementsprechend geringeres Bedürfnis nach neuen sozialen Kontakten haben als dies bei Personen der Fall ist, welche erst kürzlich nach London migriert sind.
Die Interviewten bezeichnen den Aufbau von engen Freundschaften zu Einheimischen als schwierig; ohne den gemeinsamen Status des/der Fremden, den die Interviewten mit anderen MigrantInnen verbindet, sind Freundschaften zwischen AuslandsösterreicherInnen und EngländerInnen nämlich durch eine gegenseitige Differenzwahrnehmung geprägt – das eine Individuum ist dem Kontext der Aufenthaltsgesellschaft zugehörig, das andere Individuum nicht. Diese Zugehörigkeitsdifferenz wird in Interaktionen kontinuierlich reproduziert.

Ein weiteres Charakteristikum der freundschaftlichen Beziehungen der Interviewten zu Personen im Aufenthaltsland ist, dass die Freundschaften häufig nur von kurzer Dauer sind und die Freundschaften schnell wechseln. Dies liegt daran, dass, wie erwähnt, AuslandsösterreicherInnen in der Regel in freundschaftlichen Austauschbeziehungen mit anderen transnationalen MigrantInnen stehen, deren Aufenthalt häufig zeitlich begrenzt ist. Die freundschaftlichen Netzwerke der Interviewten haben sich diesen Umständen jedoch angepasst und sind in der Lage, „weggezogene" Freundschaften rasch durch neu geschlossene Freundschaften zu ersetzen. Das freundschaftliche Netzwerk von jungen AuslandsösterreicherInnen in London befindet sich daher in einem ständigen Veränderungsprozess – die geschlossenen Freundschaften haben oft nur eine Halbwertszeit von wenigen Monaten, werden aber rasch durch neue Freundschaften ersetzt.

Dies hat zur Konsequenz, dass die geschlossenen Freundschaften nicht nur oft von geringer Dauer, sondern auch von geringer Intensität sind. So berichten viele Interviewte von Schwierigkeiten, emotional bestätigende und dauerhafte Freundschaften im Aufenthaltsland zu schließen, was großteils darauf zurückzuführen ist, dass der Zeithorizont der geschlossenen Freundschaften aufgrund einer möglichen Rückkehr des befreundeten Individuums in das Herkunftsland begrenzt ist.

AuslandsösterreicherInnen kennzeichnet nicht nur ein flexibler Umgang mit Raum, sondern auch ein flexibler Umgang mit sozialen Beziehungen, der ihnen ermöglicht, angesichts der geringen Standorttreue ihrer transnationalen Freundschaften und eines sich stetig verändernden Freundeskreises, leicht neue Freundschaften zu schließen.

Viele der im Aufenthaltsland geschlossenen Freundschaften basieren dabei auf delokalisierten Anknüpfungspunkten, die keine räumliche Verortung benötigen, wie einen gemeinsamen transnationalen Habitus oder ein gemeinsames Berufsethos. Die Freundschaften zu Personen im Herkunftsland hingegen basieren in der Regel auf lokalisierten Anknüpfungspunkten, wie das Besuchen der gleichen Schule.

In den letzten beiden Kapiteln wurden die grenzüberschreitenden familiären und freundschaftlichen Austauschbeziehungen von AuslandsösterreicherInnen zu Individuen im Herkunfts- und Aufenthaltsland thematisiert. Dabei wurde festgestellt, dass diese über plurilokal ausgedehnte Beziehungsnetzwerke verfügen, mittels derer sie weltweit in Verbindungen zu Individuen an unterschiedlichen Orten stehen.

Da transnationale freundschaftliche Beziehungen zu Individuen im Herkunftsland durch geographische Distanz und seltene Begegnungshäufigkeit gekennzeichnet sind, benötigen sie im Vergleich zu lokal verorteten Freundschaften zusätzliche Anstrengungen, um aufrechterhalten zu werden. Kommunikationsmedien wie Emails oder Telefonate ermöglichen es zwar, mit Individuen im Herkunftsland in Verbindung zu bleiben und im Rahmen von Besuchsrei-

sen finden auch regelmäßige face-to-face Encounters statt, allerdings resultiert ein Wegzug aus dem Herkunftsland in einer quantitativen Veränderung der freundschaftlichen Beziehungen zu Individuen im Herkunftsland – die Zahl der engen sozialen Austauschbeziehungen reduziert sich schnell.
Anders verhält es sich bei den sozialen Beziehungen zu Familienmitgliedern - das Familiennetzwerk erweist sich trotz der geographischen Distanz und seltenen face-to-face Begegnungen als stabil, und der Stellenwert der sozialen Beziehung zu Familienmitgliedern nimmt für AuslandsösterreicherInnen mit einem Wegzug in der Regel zu. Aufgrund ihres prekären und risikoreichen transnationalen Lebensstils ist die Familie dabei als Ressource für finanzielle und emotionale Hilfeleistungen, auf welche bei Bedarf zurückgegriffen werden kann, für AuslandsösterreicherInnen von zentraler Bedeutung.
Somit verändern sich mit einem Wegzug aus dem Herkunftsland zwar die raum-zeitlichen Koordinaten des sozialen Handelns von AuslandsösterreicherInnen, aber sie pflegen dennoch intensive und strukturierte Austauschbeziehungen zu Familienmitgliedern und zu vereinzelten befreundeten Individuen über nationalstaatliche Grenzen hinweg.
Im Aufenthaltsland pflegen AuslandsösterreicherInnen häufig mit anderen österreichischen Expatriates oder Personen, deren Herkunftsland außerhalb Englands liegt, freundschaftlichen Beziehungen.
Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass die freundschaftlichen und familiären Netzwerke von AuslandsösterreicherInnen in London durch eine große Vielfalt und Heterogenität gekennzeichnet ist und sie mit Individuen weltweit in Kontakt stehen. Von all ihren sozialen Beziehungen weisen ihre Beziehungen zu Familienmitgliedern den höchsten Grad an Stabilität und Intensität auf.

15.3. Konsum von Artefakten aus dem Herkunftsland

Transnational mobile ÖsterreicherInnen pflegen zu Individuen in sowohl Herkunfts- als auch Aufenthaltsland freundschaftliche Beziehungen, und ihr Netzwerk spannt sich in einem länderübergreifenden Raum auf. Aber nicht nur ihr Netzwerk, sondern ihre Lebenswelt allgemein überschreitet die Grenzen von Nationalstaaten und vereint Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft in einem. So trägt der Konsum von im Herkunftsland produzierten Artefakten dazu bei, dass sich in der Lebenswelt von AuslandsösterreicherInnen die Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft in einem permanenten Prozess der gegenseitigen Durchdringung befinden.

Der Konsum von Artefakten aus dem Herkunftsland soll nun exemplarisch anhand des Konsums von österreichischen Tageszeitungen und Nahrungsmitteln näher erörtert werden.

Die Interviewten konsumieren regelmäßig im Herkunftsland produzierte Medienprodukte wie Tageszeitungen und Wochenmagazine; einige der Interviewten beziehen beispielsweise ein Auslandsabo der Tageszeitung „Der Standard“, andere greifen auf das Internet zurück und besuchen regelmäßig die Internetseiten von österreichischen Tageszeitungen.
Tageszeitungen sind Informationsquellen, die es ermöglichen, trotz der räumlichen Entfernung über die gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Entwicklungen im Herkunftsland informiert zu bleiben. Die Tatsache, dass AuslandsösterreicherInnen auch im Zielland österreichische Medienprodukte konsumieren, ist ein Hinweis für ihr Bedürfnis, trotz der geographischen Verortung ihrer Alltagswelt im Aufenthaltsland über gesellschaftliche Prozesse im Herkunftsland informiert zu bleiben.
Dies liegt daran, dass das Lesen von Tageszeitungen nicht bloß einen Akt der Informationsbeschaffung darstellt, sondern der Zweck darüber hinausgeht – indem AuslandsösterreicherInnen sich Wissen über aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen im Herkunftsland aneignen, schaffen sie sich Verbindungen zu ihrem Herkunftsland, die nicht nur auf ihrer in Österreich verbrachten Vergangenheit basieren, sondern Anknüpfungspunkte an die Gegenwart ermöglichen.
Allerdings muss hier eingeschränkt werden, dass die Interviewten vor allem zu jenen Themen in den Medien Interesse zeigen, zu denen sie persönliche Bezugspunkte haben. Die Bezugspunkte stammen dabei meist aus der Zeit, als die Interviewten ihren Hauptwohnsitz noch in Österreich hatten – dies können Panorama Meldungen aus einem ehemaligen Wohnbezirk sein oder Informationen über PolitikerInnen, welche vor ihrer Auswanderung bereits in dem politischen System aktiv waren. An aktuellen innenpolitischen Programmen wie Steuer- oder Bildungsreformen zeigen die interviewten AuslandsösterreicherInnen allerdings weniger Interesse. Die Ursache dafür liegt vermutlich darin, dass politische Programme dieser Art keine Konsequenzen für ihre in der Aufenthaltsgesellschaft verortete Lebenswelt haben und daher weniger Bezugspunkte dazu vorhanden sind.

Eine weitere Aktivität, mittels derer kontinuierlich Bezüge zu dem Herkunftsland hergestellt werden, ist der Nahrungsmittelkonsum – AuslandsösterreicherInnen konsumieren im Aufenthaltsland regelmäßig im Herkunftsland produzierte Nahrungsmittel und Getränke, welche in der Aufenthaltsgesellschaft entweder nicht oder nur in Spezialeinrichtungen zu erwerben sind und deren Beschaffung daher mit einem erhöhtem zeitlichen und finanziellen Kostenaufwand verbunden ist.
Ebenso wie das Lesen von Tageszeitungen nicht bloß einen Akt der Informationsbeschaffung darstellt, sondern die Funktion darüber hinausweist, dient auch das Konsumieren von Nahrungsmitteln aus dem Herkunftsland nicht nur der Befriedigung von physiologischen, sondern auch der Befriedigung von sozialen Bedürfnissen.

Die im Herkunftsland produzierten Nahrungsmittel und Getränke sind nämlich Träger der im Herkunftsland verorteten Zeichen- und Sinnsysteme, und als solche repräsentieren sie symbolisch das Herkunftsland. Sie sind eine Ressource der nationalen Identität des Herkunftslandes und mit dem Konsum zelebrieren AuslandsösterreicherInnen ihre Zugehörigkeit zu dem Herkunftsland und grenzen sich dadurch zu anderen, die nicht Teil des Zugehörigkeitskontextes der Nation Österreich sind, ab.
Der erwähnte „Österreicher Club London“ organisiert regelmäßig Veranstaltungen wie das Schnitzelessen, in welchem die Besucher im Kollektiv durch Nahrungskonsum die Identität des Herkunftslandes und ihre Mitgliedschaft zu dem Herkunftsland zelebrieren und so ihre Verbindungen zu der nationalen Gemeinschaft zum Ausdruck bringen.
Im Kontext des Aufenthaltslandes nimmt der Konsum von österreichischen Nahrungsmitteln, Getränken und Speisen eine andere Funktion als im Herkunftsland ein – die soziale Funktion des Zelebrierens und Rekonstruierens der Zugehörigkeit zu dem Kontext durch den Nahringsmittelkonsum stehen hierbei im Vordergrund.
Mit anderen Worten stellt das Konsumieren von österreichischen Produkten und Speisen im Aufenthaltsland eine soziale Handlung dar, in der die Mitgliedschaft zu der nationalen Gemeinschaft Österreich zum Ausdruck gebracht wird.

Da die Nahrungsmittel und Getränke im Herkunftsland produziert und in der Regel nicht als Exportwaren hergestellt werden, ist die Beschaffung der Produkte mit Anstrengungen verbunden – die Produkte müssen entweder von Besuchreisen mitgebracht oder von Individuen im Herkunftsland erworben und in das Aufenthaltsland geschickt werden, was mit hohen finanziellen Kosten verbunden ist.
Allerdings gibt es nun eine Organisation in London - es handelt sich dabei um das österreichische Café „Kipferl“ - welches nicht nur eigenständig hergestellte Speisen der österreichischen Küche sondern auch im Herkunftsland produzierte Nahrungsmittel und Getränke verkauft, und somit AuslandsösterreicherInnen in London die Möglichkeit gibt, diese Produkte in der Aufenthaltsgesellschaft zu erwerben. Die Organisation hat sich mittlerweile als österreichische Institution in London etabliert, welche durch die verkauften Artefakte Österreich repräsentiert.
Neben den erhältlichen österreichischen Produkten und Speisen, darunter österreichisches Brot, Wurstwaren, österreichischer Wein, Almdudler und Kaiserschmarren, repräsentiert auch das Umfeld das Herkunftsland: die MitarbeiterInnen stammen mit wenigen Ausnahmen alle aus Österreich, es liegen österreichische Zeitungen und Zeitschriften auf, es wird Deutsch gesprochen usw. An den Wänden hängen Plakate, welche Veranstaltungen von in London lebenden ÖsterreicherInnen ankündigen, sodass KundInnen über face-to-face Interaktionsmöglichkeiten mit anderen AuslandsösterreicherInnen in London informiert werden.

Die Institution vereint somit das Aufenthaltsland mit dem Herkunftsland – geographisch ist es zwar in London verortet, doch der Inhalt, von den Speisen bis hin zu den aufliegenden Zeitungen, verweist auf die Herkunftsgesellschaft.
Das Café erfüllt daher für seine Gäste nicht nur physiologische, sondern vor allem soziale Bedürfnisse – das Café repräsentiert nämlich symbolisch das Herkunftsland und verweist auf die dort verortete Kultur. Für die österreichischen KundInnen bedeutet das die Gewissheit, bei einem Besuch auf in der Heimat erworbenes Wissensrepertoire und Handlungskompetenzen zurückgreifen zu können zum Beispiel indem sie in ihrer Muttersprache die Bestellung aufgeben können. Das Café repräsentiert für AuslandsösterreicherInnen einen Ort des Vertrauten und des kulturell Gleichartigen und ermöglicht eine Erholung von dem Anpassungsstress, mit dem sie in der Aufenthaltsgesellschaft konfrontiert sind.

Die zwei erörterten Beispiele, der Konsum von österreichischen Speisen und das Lesen von österreichischen Zeitungen, zeigen, dass AuslandsösterreicherInnen durch ihre Handlungen und Aktivitäten grenzüberschreitende Zusammenhänge herstellen. In ihrer Lebenswelt befinden sich die Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft in einem permanenten Austauschprozess und in wechselseitiger Durchdringung. Wie Glick Schiller et al. (1992: 1) es formulierten: „Their lives cut across national boundaries and bring two societies into a single social field."

15.4. Sprachgebrauch

Bei der Aufrechterhaltung der Bezüge und Verbindungen zu dem Herkunftsland spielt das Zurückgreifen auf das Zeichensystem des Herkunftslandes – die deutsche Sprache – eine zentrale Rolle, sind doch im Zeichensystem die Sinnordnungen und Wissensvorräte einer Gesellschaft subsumiert und durch das Zeichensystem abruf- und kommunizierbar (vgl. Berger/Luckmann 1980, Erstausgabe 1969).
Dies lässt sich vor allem am Beispiel der zweiten Generation zeigen – die Weitergabe der deutschen Sprachkompetenz an ihre Kinder nimmt für AuslandsösterreicherInnen eine hohe Relevanzstellung ein. So kommunizieren ÖsterreicherInnen in London mit ihren Kindern bewusst in der Sprache ihres Herkunftslandes und erwerben Artefakte, welche die Aneignung der Sprachkompetenz unterstützen, zum Beispiel deutsche Kinderbücher.
Die Weitergabe der sprachlichen Verbindungen zu dem Herkunftsland an die nächste Generation hat unter anderem zum Ziel, der nächsten Generation durch das Erlernen der deutschen Sprachkenntnisse und der in ihnen enthaltenen Sinn- und Symbolsysteme eine spätere Handlungskompetenz im Herkunftsland zu ermöglichen. Sprache ist nämlich die Voraussetzung für die soziale, wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Partizipation eines

Individuums an einem Land, wie auch Şen et al. (2001) in ihrer Studie über türkische Zuwanderer in Deutschland festgestellt haben.
Die Nachkommen von AuslandsösterreicherInnen bekommen also eine Verbindung zu der Herkunftsgesellschaft in die Wiege gelegt und erwerben von Kindheit an jene Fähigkeiten, mit der sie später im Herkunftsland handlungskompetente Mitglieder sein können.
Die Weitergabe der Verbindungen und Bezüge zu dem Herkunftsland erfolgt zum einen innerhalb der Familie – Kinder von AuslandsösterreicherInnen wachsen in transnational agierenden Familien auf, in welchen sich familiärer Zusammenhang grenzüberschreitend und plurilokal gestaltet und regelmäßige Besuchsreisen zu Verwandten in Österreich selbstverständlicher Teil ihrer Lebenswelt sind – zum anderen auch innerhalb von Institutionen. So gibt es in einem Vorort von London eine Schule, deren Lehrplan, Unterrichtspraxis und Unterrichtssprache an dem deutschsprachigen Kulturraum orientiert ist, und somit Kinder von AuslandsösterreicherInnen die Möglichkeit haben, eine im Aufenthaltsland verortete deutsche Schule zu besuchen. Eine der Interviewten ist extra in diesen Vorort gezogen um ihren Kindern den Besuch der deutschen Schule zu ermöglichen.

Mit einer Ausnahme besitzen die Kinder der Interviewten alle eine doppelte Staatsbürgerschaft und verfügen somit sowohl im Aufenthalts- als auch im Herkunftsland über eine formelle Mitgliedschaft. Ihnen wird eine transnationale Lebensweise sprichwörtlich in die Wiege gelegt, da sie neben ihrem rechtlichen Status auch die sozialen und kulturellen Ressourcen erwerben, welche ihnen ein erfolgreiches Zurechtfinden in unterschiedlichen nationalen Räumen ermöglicht.
Eine globale Orientierung und damit verbunden die Fähigkeit sich von einer Lokalität zu entfernen, benötigt entsprechende Vorraussetzungen wie Sprachkenntnisse und Kompetenzen hinsichtlich der Logistik des Reisens und der transnationalen Kommunikation. Diese und andere Kompetenzen, die eine Eroberung von neuen Orten attraktiv macht, eignen sich die Kinder der Interviewten von klein auf an.
Lucassen's Behauptung, dass die zweite Generation „the cultural and linguistic affinity needed to establish or maintain a meaningful contact [to the country of origin, Anm.]" (Lucassen 2006: 22) verlieren würde, trifft für die Kinder von AuslandsösterreicherInnen nicht zu. Ganz im Gegenteil bewegen sie sich von klein auf in einem transnationalen Raum, der Verbindungen zu sowohl Herkunfts- wie Aufenthaltsgesellschaft aufrechterhält.
Die Ergebnisse unterstützen daher Mau's Behauptung, dass Kinder ausländischer Eltern dazu prädestiniert sind, Keimzellen einer Transnationalisierungsbewegung zu werden (vgl. Mau 2007: 118), da sie sich von klein auf in transnationalen Praktiken und Austauschbeziehungen engagieren.

15.5. Transnationale Konfliktlösung

Die Lebenswelt von AuslandsösterreicherInnen ist zwar geographisch in dem Aufenthaltsland verortet, in ihrem Denken und Handeln überschreiten sie jedoch kontinuierlich die Grenzen von Nationalstaaten und entwickeln Handlungsräume mit transnationalem Zusammenhang.

Auch wenn AuslandsösterreicherInnen nicht innerhalb der geographischen Grenzen des österreichischen Nationalstaates leben, so haben sie dennoch das Recht und den Anspruch auf eine gesellschaftliche, wirtschaftliche und soziale Partizipation in dem Herkunftsland und haben die Möglichkeit, auf dort verortete Ressourcen – familiäre Unterstützung ebenso wie Leistungen von gesellschaftlichen Teilsystemen – zurückgreifen zu können.

Diese Ressourcen sind für die Interviewten vor allem dann wichtig, wenn sie sich im Aufenthaltsland in einer Konfliktsituation befinden und sie die Situation mit Rückgriff auf die Ressourcen lösen können.

Eine von AuslandsösterreicherInnen in London häufig erlebte Konfliktsituation wird im Zusammenhang mit dem englischen Gesundheitssystems erlebt. Das englische staatliche Gesundheitssystem gilt bekanntlich als eher mangelhaft, und auch die Interviewten berichten von negativen Erfahrungen mit dem staatlichen britischen Gesundheitswesen NHS. Eine der Interviewten beschreibt die Leistungen mit den Worten *„es ist halt wirklich halt das Geringste was man halt allen bieten kann“.*

Englische PatientInnen befinden sich in einer Konfliktsituation – entweder sie nützen die kostenfreien, mangelhaften Dienstleistungen des staatlichen britischen Gesundheitssystems, oder sie greifen auf die sehr kostenintensiven Dienstleistungen von privaten Anbietern zurück.

AuslandsösterreicherInnen haben die Möglichkeit, diese Konfliktsituation mit einer transnationalen Handlungsstrategie zu lösen, indem sie die Dienstleistungen des Gesundheitssystems im Herkunftsland in Anspruch nehmen. Dazu müssen sie zwar nach Österreich reisen und die Kosten für die Behandlung mit eigenen finanziellen Mitteln begleichen, allerdings sind die Leistungen von höherer Qualität und mit geringeren finanziellen Kosten als private Gesundheitsleistungen im Aufenthaltsland verbunden, sodass sich dies durchaus rentiert.

Einige der Interviewten fliegen zum Beispiel für Zahnarztbesuche nach Österreich, um sich dort auf eigene Kosten von privaten ZahnärztInnen behandeln zu lassen, anstatt die kostenlosen, jedoch entsprechend mangelhaften Leistungen von staatlichen ZahnärztInnen in England in Anspruch zu nehmen. Einer der befragten transnationalen Österreicher verbindet seine transnationalen Ressourcen dabei mit seinen familiären Ressourcen und nimmt die Leistungen seines als Zahnarzt tätigen Onkels in Anspruch.

Natürlich bedarf es entsprechender struktureller und individueller Rahmenbedingungen für transnationale Lösungsstrategien dieser Art – so müssen Individuen Zugang zu den notwen-

digen zeitlichen und finanziellen Ressourcen für solche Handlungsstrategien haben. Auch Wissen über den Zugang und die Kosten von medizinischen Dienstleistungen in Österreich sind notwendige Vorraussetzungen. Zuletzt wären transnationale Handlungsstrategien ohne ein Verkehrswesen, welches ihnen ermöglicht, innerhalb von kurzer Zeit die geographische Distanz zwischen London und Österreich zurückzulegen, nicht umsetzbar.
Diese Rahmenbedingungen ermöglichen es erst, dass Konfliktsituationen im Aufenthaltsland durch das in Anspruch Nehmen von Leistungen im Herkunftsland gelöst werden können.

Bisher wurden in dem Kapitel „Transnationale Lebensweise“ vor allem die Verbindungen und Bezüge von AuslandsösterreicherInnen in London zu ihrem Herkunftsland thematisiert – angefangen von ihren sozialen Austauschbeziehungen zu Individuen im Herkunftsland, ihrem Konsum von im Herkunftsland produzierten Artefakten bis hin zu ihrem Zurückgreifen auf medizinische Dienstleistungen der Herkunftsgesellschaft. In ihrer Lebenswelt befindet sich die Aufenthalts- und Herkunftsgesellschaft in einem ständigen Austausch- und Durchdringungsprozess.
Auf welchen Bedingungen basiert nun die transnationale Lebenswelt der Befragten? Oder anders formuliert: welche individuellen und strukturellen Vorraussetzungen ermöglichten es den interviewten ÖsterreicherInnen, ihr Herkunftsland zu verlassen und ihre Lebenswelt in einem transnationalen Raum aufzuspannen? Mit dieser Frage wird sich das nächste Kapitel beschäftigen.

15.6. Vorraussetzungen einer transnationalen Lebensweise

Die ursprünglichste Voraussetzung für die transnationale Lebensweise der Interviewten ist die Tatsache, dass sie den durch Grenzen markierten Raum ihres Herkunftslandes verlassen haben. Bei dieser Wanderungsbewegung handelt es sich jedoch nicht um eine unidirektionale, auf Dauer angelegte Wanderung von einem Land in ein anderes; das Verlassen des Herkunftslandes geschieht, wie in Kapitel 14 erörtert wurde, nicht mit der Absicht, sich dauerhaft im Aufenthaltsland niederzulassen, die Länge des Aufenthaltes wird vielmehr vom Erfolg des Handlungsverlaufes abhängig gemacht, welcher nach unterschiedlichen sozialen, kulturellen und ökonomischen Kriterien gemessen wird. Welchem Kriterium dabei die oberste Priorität beigemessen wird, hängt von dem Motiv für die Auswanderung ab – war die Partnerschaft bzw. der Hinzug zum Partner das ausschlaggebende Migrationsmotiv, so wird der „Erfolg“ der Partnerschaft auch das ausschlaggebende Verbleibsmotiv darstellen.
Aber, unabhängig davon, ob AuslandsösterreicherInnen nun für kürzere oder längere Zeiträume im Aufenthaltsland bleiben, sie alle kennzeichnet eine geringe Standorttreue und die Bereitschaft, sich stetig räumlich neu zu positionieren. Mobilität ist ein zentraler Bestandteil

ihrer Biographie und stellt eine wichtige Handlungsressource dar, auf welche sie bei Bedarf jederzeit zurückgreifen können.
Das Verlassen des Herkunftslandes zieht eine Änderung des Handlungsrahmens und des rechtlich-politischen, sozialen und kulturellen Kontextes mit sich (vgl. Mau 2007: 124), und verlangt nach speziellen individuellen und strukturellen Vorraussetzungen, die einen transnationalen Lebensstil möglich und attraktiv erscheinen lassen.

Welche individuellen und strukturellen Vorraussetzungen befähigen die interviewten AuslandsösterreicherInnen nun zu ihrem transnationalen mobilen Lebensstil?
Auf einer strukturellen Ebene ist vor allem der Abbau von Mobilitätsbarrieren in der Europäischen Union zu nennen, welcher das Mobilitätsverhalten innerhalb Europas wesentlich erleichtert hat. Aufgrund veränderter rechtlicher Rahmenbedingungen können EuropäerInnen aus den EWR-Ländern in jedes EU-Land einreisen, dort arbeiten und sich niederlassen. Das Nichtdiskrimierungsgebot der EU garantiert zudem die rechtliche Gleichstellung aller EU-AusländerInnen am Arbeitsmarkt und der wechselseitigen Anerkennung von Berufsabschlüssen und Qualifikationen (vgl. Mau 2007: 127).
Auf einer individuellen Ebene sind die Orientierungen und Kompetenzen der Interviewten eine notwendige Vorraussetzung für ihren transnationalen Lebensentwurf. Sie verfügen über entsprechendes kulturelles, soziales und ökonomisches Kapital, welches ihnen ermöglicht hat, sich von der Lokalität des Herkunftslandes zu entfernen und sich in der englischen Aufenthaltsgesellschaft zurechtzufinden.

Was das kulturelle Kapital der Interviewten betrifft, sind vor allem ihre Englischkenntnisse und ihre hohen Bildungsabschlüsse zu nennen, die das Verlassen des Herkunftslandes und eine Neuaneignung von Raum möglich und attraktiv erscheinen haben lassen.
Alle Interviewten haben bereits vor ihrer Migration nach London über sehr gute Englischkenntnisse verfügt, was ihnen ermöglicht hat, in der Aufenthaltsgesellschaft handlungsfähig zu sein. Sprachkompetenzen sind nämlich die Vorraussetzung dafür, an einer Gesellschaft partizipieren zu können.
Ihr Bildungskapital ist insofern eine Vorraussetzung für ihre transnationale Lebensweise, da einige der Interviewten ihr Herkunftsland für ein Hochschulstudium in New York oder London verlassen haben, was jedoch ohne entsprechendes Bildungskapital - Matura bzw. Magisterabschluss – nicht möglich gewesen wäre. Da die Interviewten aber entsprechendes Bildungskapital vorweisen konnten, konnten sie ein Studium im Ausland absolvieren.
Das hohe Bildungskapital der Interviewten hat sie zu ihrem Erwerb von beruflichem Spezialwissen befähigt – seien es ihre architektonischen, juristischen, wirtschaftlichen Fähigkeiten –

welche die Interviewten auch außerhalb des Herkunftslandes, in einem globalen Raum, anwenden können und welche eine transnationale Lebensweise daher unterstützen.
Mit sozialem Kapital sind die affektiven Beziehungen zu PartnerInnen, Familienmitgliedern oder befreundeten Individuen gemeint, welche den Interviewten Geborgenheit geben und einen Ausgleich ihrer geringen geographischen Verankerung durch eine soziale Verankerung ermöglichen. Zudem ist das freundschaftliche und familiäre Netzwerk der Interviewten auch eine wichtige Ressource für Hilfsleistungen finanzieller oder praktischer Art. Drei der Interviewten beziehen beispielsweise von ihren Eltern finanzielle Unterstützung, die es ihnen ermöglicht, die hohen Lebenskosten in London zu begleichen.
Auch ökonomisches Kapital ist eine wichtige Vorraussetzung für die transnationale Lebensweise der Interviewten. Eine transnationale Lebensweise ist mit zahlreichen finanziellen Kosten verbunden – beispielsweise muss der Umzug in den Zielort finanziert und zusätzliche Kosten wie die Beschaffung von zurückgelassenen Alltagsgegenständen einberechnet werden. Auch die hohen Lebenskosten in London und die regelmäßigen Besuchsreisen in das Herkunftsland müssen finanziert werden. Die Interviewten befinden sich daher entweder in einem Arbeitsverhältnis mit hoher finanzieller Entlohnung, und/oder greifen auf das ökonomische Kapital ihrer Eltern oder ihres/ihrer Partners/Partnerin zurück. Für studierende AuslandsösterreicherInnen sind auch Sozialleistungen aus dem Herkunftsland wie Kinderbeihilfen eine wichtige Ressourcen zur Finanzierung ihres Lebens im Aufenthaltsland.

Der transnational mobile Lebensstil der Interviewten stellt eine Abweichung von der Norm eines sesshaften Lebensstils im Herkunftsland dar und ist für die Interviewten, wie wir im nächsten Kapitel erfahren werden, mit Herausforderungen und Schwierigkeiten verbunden. Ihr hohes kulturelles, soziales und ökonomisches Kapital allerdings befähigt sie dazu, trotz der damit verbundenen Herausforderungen und Schwierigkeiten eine transnationale Lebensweise zu führen.

15.7. Folgen einer transnationalen Lebensweise

Die transnationale Lebensweise der Interviewten hat Einfluss darauf, wie sie von der kollektiven Norm im Herkunftsland, sesshaften ÖsterreicherInnen also, wahrgenommen und behandelt werden.
Sesshafte ÖsterreicherInnen nehmen eine transnationale Lebensweise nämlich als Abweichung von der Norm wahr und bringen in Interaktionen mit den Interviewten ihre Erwartungshaltung gegenüber einer Rückkehr nach Österreich und damit eine Rückkehr zur Norm zum Ausdruck. Die häufige Frage zum Beispiel, wie lange die Interviewten einen Aufenthalt

in London anstreben, vermittelt den Interviewten die latente Erwartungshaltung einer Rückkehr nach Österreich.

Auch die Eltern der Interviewten waren zunächst skeptisch, als die Interviewten das Herkunftsland verließen, sich gegen eine sesshafte Lebensweise in Österreich und für einen transnational mobilen Lebensentwurf entschieden. Laut Angaben der Interviewten haben sie sich mittlerweile an deren Lebensstil „gewöhnt".

Die Interviewten sind sich ihrer von der kollektiven Norm abweichenden Lebensweise bewusst, allerdings betonen sie ihr Bedürfnis, ihren Lebensentwurf nach ihren eigenen individuellen Vorstellungen und Interessen zu gestalten, anstatt sich an sozialen Vorgaben zu orientieren. *„Es ist mein Leben"*, betont eine der Interviewten, *„ich muss selbst wissen was ich vom Leben will".*

Das Verlassen der lokalen Bindungen und die Konfrontation mit den Sinn- und Symbolsystemen der Aufenthaltsgesellschaft hat für die Interviewten zu einer Erweiterung und Heterogenisierung ihrer Wert- und Normgefüge geführt hat. *„Ich glaub wenn man nach London zieht dann ist das eine Metropole, da sind einfach so viele verschiedene Kulturen da und man wird einfach viel weltoffener dadurch"*, sagt eine der Interviewten.

Das Lokale braucht jedoch laut Mau (2007: 64) zur Aufrechterhaltung ihres Zusammenhaltes eine innere Homogenität der Normen. Transnationale Lebensweisen wie jene der Interviewten werden daher als Gefährdung für den auf Homogenität beruhenden lokalen Bezugsrahmen gesehen und ziehen entsprechende Konsequenzen mit sich.

Das wiederholte Fragestellen, wann eine Rückkehr in das Herkunftsland geplant ist, wie die Interviewten dies bei ihren Besuchen im Herkunftsland häufig erleben, ist eine Konsequenz, wodurch wiederholt auf die Normabweichung einer transnationalen Lebensweise hingewiesen wird. Manche der Interviewten haben auch die Erfahrung gemacht, dass sesshafte Personen nach ihrer Migration nach London den Kontakt zu ihnen abgebrochen haben und aufgrund ihres abweichenden Lebensentwurfes kein Interesse an einer Freund- oder Bekanntschaft mehr zeigen.

Wurden die Interviewten vor ihrer Auswanderung fraglos den national oder regional konnotierten Wir-Gemeinschaften zugeordnet, hat sich dies mit ihrer Migration nach London verändert – so werden sie nicht mehr in den gleichen Wir-Gemeinschaft wie sesshafte ÖsterreicherInnen eingeordnet, sondern stattdessen als Ausgewanderte wahrgenommen und der Wir-Gemeinschaft von ausgewanderten ÖsterreicherInnen zugeordnet.

Die transnationale Lebensweise der Interviewten beeinflusst nicht nur, wie sie von sesshaften ÖsterreicherInnen wahrgenommen und behandelt werden, sondern beeinflusst auch ihre individuelle Handlungs- und Wahrnehmungsmöglichkeiten. Dies soll nun näher thematisiert werden.

Gewinn an Handlungsmöglichkeiten

Die transnationale Lebensweise der interviewten AuslandsösterreicherInnen führt zu einer Öffnung und Erweiterung ihres Handlungshorizontes über die Grenzen ihres Herkunftslandes hinaus. Dies kann man vor allem am Bereich ihrer Arbeitswelt erkennen – die Fähigkeiten und Kompetenzen, die sie im Ausland erworben haben, sei es durch ein Masterstudium in New York oder durch ihre Berufstätigkeit in einer Investmentbank in London, können die Interviewten in einem globalen Kontext anwenden, wodurch sich für sie neue Kombinationen von Chancen und Möglichkeiten ergeben. Eine der Interviewten erwähnt zum Beispiel die Möglichkeit, nach Italien zu ziehen, da sie während eines Auslandsaufenthaltes in Italien die Sprache gelernt und berufliche Kontakte geknüpft hat, und somit in Italien handlungsfähig wäre.

Einige der Interviewten haben bei ihrer Ausbildung bewusst darauf geachtet, sich Kenntnisse anzueignen, die eine Berufsausübung in einem weltweiten Raum ermöglichen. So hat zum Beispiel einer der Interviewten nach seinem abgeschlossenen Jusstudium in Wien, welches ihm keine weltweite Berufstätigkeit ermöglicht hätte, ein internationales Jus-Masterstudium in New York absolviert, welches ihm Zugang zu einem globalen Arbeitsmarkt gewährt hat.

Die Ausweitung des beruflichen Handlungsrahmens auf einen globalen Raum führt auch zu einer Ausweitung der Reichweite der Tätigkeitsbereiche. So ist in Finanzzentren wie London, Frankfurt oder New York die Mitarbeit an großen, internationalen Projekten des Finanz- oder Bankenwesens möglich. Die Mitarbeit an einem großen internationalen Projekt ermöglicht zudem die Aneignung von transnationalem beruflichen Wissen und Fähigkeiten, die eine erfolgreiche Mitarbeit an einem globalen Arbeitsmarkt erleichtern und Aufstiegschancen ermöglichen. *„[I]ch hab natürlich das Gefühl dass ich in meinem Job Sachen gelernt hab die ich in Wien so nie lernen können hätte“,* sagt zum Beispiel der Interviewte Herr H., der als Jurist für eine New Yorker Anwaltskanzlei in London arbeitet.

Nicht nur der berufliche Handlungshorizont der Interviewten hat sich mit ihrer Migration nach London erweitert, sondern auch ihr Wahrnehmungshorizont.

Im Herkunftsland verortete Verhaltensweisen, Normgefüge, Deutungsmuster, welche sie vor ihrer Auswanderung als selbstverständlich erlebten und nicht hinterfragten, erleben die Interviewten heute als nicht mehr selbstverständlich, haben sie doch feststellen müssen, dass es in der Aufenthaltsgesellschaft andere Wert- und Normgefüge mit ebenfalls selbstverständlichem Geltungsanspruch gibt.

Auch ihre Loyalitäten und moralischen Verpflichtungen haben sich mit dem Verlassen des Herkunftslandes auf einen transnationalen Raum ausgeweitet. Aufbauend auf ihren eigenen Erfahrungen in der Aufenthaltsgesellschaft entwickeln sie eine kosmopolitische Geisteshaltung, die sich durch Wertschätzung dem anderen gegenüber auszeichnet, wie folgendes

Interviewzitat illustriert: *„Durch das Auswandern wird man auch toleranter, man denkt dann auch im Sinne von anderen Auswanderern oder Flüchtlingen, weil man ja selber Gast in einem anderen Land ist."*

Auch der Wahrnehmungshorizont, was mögliche Wohnorte betrifft, erweitert sich mit dem Verlassen des Herkunftslandes. Ist mit einem sesshaften Lebensentwurf der Wohnort auf die lokale Gemeinschaft beschränkt, ist es AuslandsösterreicherInnen aufgrund ihrer transnationalen Kompetenzen möglich, in vielen Ländern handlungsfähig zu sein, sodass sie eine Reihe von unterschiedlichen Ländern als mögliche Wohnorte in Betracht ziehen können. Diese transnationalen Handlungskompetenzen reichen von beruflichen Fähigkeiten, Fremdsprachkompetenzen, bis hin zu dem Wissen über den Aufbau und der Pflege eines weltweiten sozialen Netzwerkes.
Die Frage, wo sie in zehn Jahren wohnen werden, können die interviewten AuslandsösterreicherInnen daher nicht beantworten, da sowohl ein Verbleib im Aufenthaltsland, ein Weiterzug in ein weiteres Land oder eine Rückkehr in das Herkunftsland im Bereich ihrer Handlungsmöglichkeiten liegen.

Ein transnationaler Lebensstil und die damit verbundene Erweiterung des Handlungshorizontes setzt die Loslösung von kollektiven Handlungsmodellen in der Herkunftsgesellschaft voraus. Kollektive Handlungsmodelle meint dabei Lebensentwürfe, die sich an sozialen Vorgaben der jeweiligen Gesellschaft orientieren und den Individuen eine sicherheitsstiftende Vorhersehbarkeit ermöglichen. Eine der Interviewten beschreibt das kollektive Handlungsmodell ihres Herkunftsdorfes zum Beispiel folgendermaßen: *„80 Prozent von den Leuten in dem Dorf machen eine Lehre, heiraten, kriegen Kinder und bleiben im Dorf."*
Die Interviewten erleben nun aber kollektive Handlungsmodelle als eine massive Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten und lehnen sie daher als Vorbild für ihren Lebensentwurf ab. Statt sich an sozialen Vorgaben zu orientieren, orientieren sich die Interviewten lieber an ihren individuellen Interessen und Bedürfnissen. Da ihr Lebensentwurf keinen kollektiven Vorgaben folgt, können die Interviewten ihren Lebensverlauf nicht vorhersagen. *„Ich kann nie so fixe Pläne für die nächsten 20 Jahre machen",* betont einer der Interviewten.
Ein solcher individualisierter Lebensentwurf birgt nun aber Risiken und Anstrengungen in sich, die nun thematisiert werden.

Risiken einer transnationalen Lebensweise

AuslandsösterreicherInnen greifen bei der Gestaltung ihrer Lebenswelt wie schon erwähnt nicht auf kollektive, geographisch verortete Handlungsmodelle zurück, ihr Lebensverlauf orientiert sich vielmehr an ihren individuellen Interessen und Bedürfnissen. Dies hat zur Folge,

dass ihr Lebensverlauf durch Diskontinuitäten gekennzeichnet ist und nicht der gleichen stabilen Verortung wie bei sesshaften, ortunveränderlichen Personen aufsitzt. So haben manche der Interviewten drei oder mehr Berufs- und Wohnortwechsel seit ihrem Wegzug aus Österreich erlebt, was eine Zerstückelung ihres Lebensverlaufes in einzelne biographische Fragmente zur Folge hat. Da es für ihren Lebensentwurf jedoch keine kollektiven Vorgaben gibt, nach denen sie sich richten können, müssen sie selbst, ohne sich an sozialen Vorgaben orientieren zu können, ihre biographischen Fragmente zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfügen.
Der Reduktion an sozialen Vorgaben steht ein Gewinn an Wahlmöglichkeiten gegenüber, aber damit verbunden ist auch ein Zwang zur Wahl. Das Vorhandensein von zahlreichen Wahlmöglichkeiten kann zu einer Überforderung führen - so sind für die Interviewten ihre zahlreichen Wahlmöglichkeiten den zukünftigen Wohnort betreffend oftmals schlichtweg überfordernd. Einer der Interviewten beispielsweise beschreibt die Tatsache, aufgrund seiner zahlreichen Wahlmöglichkeiten nicht sagen zu können, wo er in zehn Jahren leben wird als *„Fluch dieses Lebensstils“*.

Eine transnationale Lebensweise ist mit Anstrengungen verbunden – da die sozialen Beziehungen von AuslandsösterreicherInnen nicht in nur einem sozialen und geographischen Raum verortet sind, sondern auf einen transnationalen Raum, der die Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft vereint, ausgeweitet sind, erfordert die Pflege und Aufrechterhaltung ihres Netzwerkes auch mehr Anstrengungen. Anstatt zum Beispiel Freunde und Freundinnen bei einem wöchentlich stattfindenden Stammtisch regelmäßig zu treffen, müssen sie über Kommunikationsmedien in Kontakt bleiben und die seltenen Begegnungsmöglichkeiten vorausplanen.
Zudem benötigen die Interviewten für ihre transnationale Lebensweise in London ein Vielfaches mehr an finanziellen, kulturellen und sozialen Ressourcen, als sie im Herkunftsland benötigen würden, um die vielfältigen Anforderungen – unter anderem die höheren Wohnungspreise in London, das Sprechen der englischen Sprache und den Aufbau eines neuen sozialen Netzwerkes, bewältigen zu können. Erschwert wird dies zudem dadurch, dass die Interviewten kein familiäres Unterstützungsnetzwerk vor Ort zur Verfügung haben und sie bei Bedarf nicht kurzfristig auf kostenlose Hilfeleistungen von Familienmitgliedern zurückgreifen können, sondern stattdessen nach individuellen Lösungen suchen müssen.
So erwähnt zum Beispiel eine der Interviewten, dass sie in Österreich jederzeit ihren Nachwuchs von ihren Eltern beaufsichtigen lassen könnte, in London hingegen auf diese kostenlosen familiären Leistungen nicht zurückgreifen kann und stattdessen auf die Dienstleistungen von Babysitter – welche im Gegensatz zu Familienmitgliedern finanziell entlohnt werden müssen – zurückfallen muss.

Anstrengend ist eine transnationale Lebensweise vor allem deshalb, da sie nicht an kollektiven Vorgaben orientiert ist, sondern individuell gestaltet wird, und daher nicht von der gleichen Vorhersagbarkeit ist, wie kollektive Handlungsmodelle es sind. *„Es gibt ja Leute“*, sagt einer der Interviewten, *„die bauen oben das Dachgeschoss von ihren Eltern aus, und die wissen genau für die nächsten 50 Jahre wird es das sein, die werden dort wohnen. Das krasse Gegenteil ist wenn ich ins Ausland gehe und eigentlich bis jetzt noch nicht weiß ob ich hier bleibe, und wenn ja, für wie lange.“* Für AuslandsösterreicherInnen ist ihr Lebensverlauf nicht vorhersehbar, sodass auch die Möglichkeit eines Absturzes nicht vollkommen ausgeschlossen werden kann und als drohende, wenn auch unwahrscheinliche Gefahr ständig über ihnen schwebt.

Trotz der damit verbundenen Nachteile und Risiken bewerten AuslandsösterreicherInnen jedoch die Möglichkeit, ihren Lebensentwurf nach ihren Vorstellungen und Interessen zu gestalten, höher als ein nach kollektiven Vorgaben gestaltetes Leben, welches zwar Schutz und Stabilität ermöglicht, allerdings als zu große Eingrenzung der Handlungsmöglichkeiten empfunden wird. Sie sind daher bereit, Unsicherheit und Instabilität als Kehrseite ihres transnationalen Lebensstils zu akzeptieren.

16. Transnationale Selbstverortung

In diesem Kapitel werden nun die territorialen Zugehörigkeitsbezüge von AuslandsösterreicherInnen in London und die Frage untersucht, inwiefern das Verlassen der Herkunftsnation und die resultierende transnationale Lebensweise ihre territoriale Selbstverortung beeinflusst hat. Ihre Zugehörigkeitsbezüge werden dabei in drei Kategorien unterteilt, was sich auch in der Kapitelaufteilung widerspiegelt, nämlich den nationalen, regionalen und europäischen Zugehörigkeitsbezügen. Die nachfolgenden drei Kapitel „Individuelles Heimatverständnis", „Selbstwahrnehmung als Anders" und „Einnehmen einer BeobachterInnenrolle" behandeln Konsequenzen ihrer Zugehörigkeiten.

16.1. Nationale Zugehörigkeitsbezüge

Die Lebenswelt der Interviewten ist nicht nur durch eine plurilokale Ausdehnung ihrer sozialen Beziehungen und Handlungen, sondern auch durch eine Ausweitung ihrer Zugehörigkeitsbezüge auf einen die Herkunfts- und Aufenthaltsnation umfassenden transnationalen Raum gekennzeichnet. Das Verlassen des geographischen Raumes des Herkunftslandes und das Begeben in den nationalstaatlich organisierten geographischen und sozialen Raum der Aufenthaltsnation hat zur Folge, dass sie zu beiden Nationen Zugehörigkeitsbezüge pflegen. So beschreibt sich eine der Interviewten zum Beispiel als *„Österreicherin, aber mit einem eindeutig englischen Einschlag",* und drückt damit ihre Verbindungen zu sowohl Aufenthalts- als auch Herkunftsnation aus.
Aber – die Zugehörigkeitsgefühle von AuslandsösterreicherInnen zu ihrer Herkunfts- und Aufenthaltsnation unterscheiden sich dennoch signifikant voneinander. Die Unterschiede in ihren Zugehörigkeitsbezügen zu dem Herkunfts- und Aufenthaltsland sollen nun näher erörtert werden, indem die Unterschiede in ihrer symbolischen Mitgliedschaft, biographischen Verbundenheit und habituellen Wirksamkeit zu der Aufenthalts- und Herkunftsgesellschaft analysiert werden.

Symbolische Mitgliedschaft
Die interviewten AuslandsösterreicherInnen verfügen über eine symbolische Mitgliedschaft zu der Herkunftsgesellschaft, nicht jedoch zu der Aufenthaltsgesellschaft. Symbolische Mitgliedschaft bezeichnet die Erfüllung von formellen und informellen Mitgliedschaftsmerkmalen – bedeutendstes formelles Mitgliedschaftsmerkmal ist die Staatsbürgerschaft, informelle Mitgliedschaft konstituiert sich aus phänomtypischen und para-phänotypischen Merkmalen wie Physiognomie, Kleidung, Aussprache, Mimik und Gestik (vgl. Mecheril 2003: 154).

Die Interviewten besitzen nun die österreichische Staatsbürgerschaft, nicht aber die englische Staatsbürgerschaft, was jedoch kein Hindernis für ihre Partizipationsmöglichkeiten an der Aufenthaltsgesellschaft darstellt. Als EuropäerInnen haben sie nämlich auch in der Aufenthaltsnation England Recht und Anspruch auf Zugang zu den dort verorteten sozialen, ökonomischen und kulturellen Ressourcen, sodass sie zum Beispiel den gleichen Zugang zum Arbeitsmarkt und zu Sozialleistungen wie Personen mit englischer Staatsbürgerschaft haben. Die einzige Ausnahme ist das Recht auf Teilhabe an der politischen Sphäre – das Wahlrecht für die Parlamentswahlen besitzen nämlich nur Personen mit der britischen und irischen Staatsbürgerschaft, welche ihren Hauptwohnsitz in Großbritannien haben, sowie Personen aus den ehemaligen britischen Commonwealth Staaten, welche in Großbritannien wohnen (vgl. http://www.parliament.uk/commons/lib/research/briefings/snpc-02208.pdf). Österreichische StaatsbürgerInnen sind somit von den britischen Parlamentswahlen ausgeschlossen. In Österreich hingegen haben sie Zugang zu allen sozialen, ökonomischen und politischen Ressourcen, sodass ihnen ihre österreichische Staatsbürgerschaft nur in Österreich den kompletten Eintritt zu allen Handlungsräumen ermöglicht.

Die phänotypischen und para-phänotypischen Merkmale der Interviewten entstammen dem sozialen und geographischen Raum der Herkunftsnation. Sie schauen aus wie ÖsterreicherInnen, bewegen sich wie ÖsterreicherInnen, sprechen wie ÖsterreicherInnen. Allerdings weicht ihre Physiognomie nicht signifikant von dem „Normalsaussehen“ von fraglos zugehörigen EngländerInnen ab, und wird daher nicht zwingend als ein Hinweis für eine außerhalb der Nation England verortete nationale Mitgliedschaft wahrgenommen.
Anders verhält es sich bei ihrer Aussprache – die Interviewten sprechen die Sprache der Herkunftsnation nämlich mit einem außerhalb des geographischen und sozialen Raumes der Aufenthaltsnation verorteten Akzentes, einem österreichischen Akzent. Ihre Aussprache ist also ein Hinweis für ihre Nicht-Mitgliedschaft zu der Nation England, sodass die interviewten AuslandsösterreicherInnen aufgrund ihres Akzentes in der Aufenthaltsnation der Kategorie „Fremd“ zugeordnet werden, wie folgender Interviewausschnitt illustriert: *„[I]ch hab einen Akzent, den werde ich nie loswerden, also ich bin sofort identifizierbar als Ausländerin.“*
Ihr Akzent ist ein hörbares Mitgliedschaftsmerkmal und ein Hinweis für ihre Mitgliedschaft zu einem außerhalb der Aufenthaltsnation gelegenen sozialem und geographischen Raum und löst daher Unterscheidungsprozesse und einen Vorgang der Selbst- und Fremdzuordnung zu den Kategorien „Wir“ und „Nicht-Wir“ aus. Mit „Wir“ sind dabei Personen gemeint, welche die informellen Mitgliedschaftsmerkmale erfüllen, und in Fremd- und Selbstklassifikationsprozessen daher der Kategorie „EngländerIn“ zugeordnet werden, mit „Nicht-Wir“ Personen, welche mit ihren (para-)phänotypischen Merkmalen auf einen sozialen und geographischen Raum außerhalb der Nation England hinweisen und anderen Kategorien zugeordnet werden.

In der Herkunftsnation hingegen werden sie aufgrund ihrer Erfüllung der informellen Mitgliedschaftsmerkmale dem „Wir“, in diesem Fall der Kategorie „ÖsterreicherIn“, zugeordnet.

Biographische Verbundenheit

Biographische Verbundenheit steht für die Frage, ob die Geschichte eines Individuums in den Zugehörigkeitsraum der Nation eingeflochten werden kann (vgl. Mecheril 2003: 219).
AuslandsösterreicherInnen in London können nun weder mit der Herkunfts- noch mit der Aufenthaltsgesellschaft ihre gesamte Lebensgeschichte einflechten – mit der Aufenthaltsgesellschaft sind sie nämlich erst seit dem Zeitpunkt, zu dem sie ihren Hauptwohnsitz nach London verlagert haben, biographisch verbunden, sodass nur ihre gegenwärtige und nicht lange zurückliegende Erfahrungswelt in das Aufenthaltsland eingeflochten werden kann. Mit Österreich ist zwar der Großteil ihrer Biographie verwoben, aber ihre gegenwärtige und unmittelbar vergangene Erfahrungswelt ist in dem geographischen Raum einer anderen Nation verortet.
Eine Folge der kürzeren biographischen Verbundenheit mit der Nation England ist nun, dass die Zugehörigkeitsbezüge zu der Aufenthaltsnation kein unersetzlicher Bestandteil des Selbstverständnisses der Interviewten darstellen – so beantworten sie die Frage nach ihrer personalen Identität nicht mit Bezug auf die Aufenthaltsnation (*„Ich bin kein Engländer und werde niemals einer sein“*), und lehnen eine Einordnung in die Kategorie „EngländerInnen“ ab. AuslandsösterreicherInnen sind demnach nicht in einer subjektiv bedeutsamen Weise an die Aufenthaltsnation gebunden, die ihr Selbstverständnis ausmacht.
Anders verhält es sich mit der Herkunftsnation – diese ist ein zentraler Bestandteil ihrer Identität und bleibt es auch trotz der Verlagerung ihrer Lebenswelt auf den sozialen und geographischen Raum der Nation England. Dies zeigt sich dadurch, dass die Frage nach der personalen Identität mit Bezugnahme auf den Kontext Österreich und den Worten *„Ich bin Österreicher“* bzw. *„Ich bin Österreicherin“* beantwortet wird. Das Herkunftsland bildet das dauerhafte Fundament der Lebensgeschichte von AuslandsösterreicherInnen, und der Raum, in dem ihre Primärsozialisation und prägende Kindheits- und Jugenderfahrungen stattgefunden haben. Ebenso wie die vermittelte Wirklichkeit der primären Sozialisation viel dichter und schwerer zu zerstören ist als die Wirklichkeit sekundärer Initialisierung (vgl. Berger/Luckmann 1980, Erstausgabe 1969), ist auch der Zugehörigkeitsbezug der Interviewten zu ihrem Herkunftsland Österreich viel dichter und stabiler als ihr Zugehörigkeitsbezug zu dem englischen Aufenthaltsland.

Bei dem Verweben der eigenen Lebensgeschichte mit einem nationalen Kontext spielt der Zugang zu kollektiven „Erinnerungskategorien und Erinnerungsschemata“ (Mecheril 2003: 251) eine wichtige Rolle, ist einen Zugang zu diesen zu haben doch Hinweis auf die biogra-

phische Verbundenheit mit dem Kontext. In kollektiven Erinnerungskategorien wird Wissen über vergangene Ereignisse bzw. Erfahrungen eines Landes gebündelt – dies kann Wissen über historisch bedeutsame Ereignisse wie ein Staatsfeiertag sein, aber auch Wissen über bekannte, in der Vergangenheit ausgestrahlte Fernsehsendungen. Kollektive Erinnerungen sind ein wichtiger Bestandteil von kollektiven nationalen Identitäten; keinen Zugang zu kollektiven Erinnerungen zu haben bedeutet, sich auch nicht in der gleichen Weise der nationalen Wir-Gemeinschaft zuordnen zu können wie Individuen, welche Zugang dazu haben. AuslandsösterreicherInnen haben nur eingeschränkten Zugang zu den Erinnerungskategorien der Aufenthaltsnation, haben sie doch den Großteil ihrer Biographie in einem anderen nationalstaatlich organisierten Raum verbracht. So erzählen einige der Interviewten von ihrer Erfahrung, bei Gesprächen von EngländerInnen über Fernsehsendungen, welche diese während ihrer Kindheit geschaut haben, nicht mitreden zu können, da die erwähnten Fernsehsendungen nicht in Österreich ausgestrahlt wurden und sie somit auch nicht die Möglichkeit hatten, die betreffenden Fernsehsendungen während ihrer Kindheit zu konsumieren. Der fehlende Zugang zu dieser kollektiven Erinnerung verdeutlicht AuslandsösterreicherInnen, sich nicht der Wir-Gemeinschaft von EngländerInnen zuordnen zu können, da sie keinen Zugang zu den, die Gemeinschaft auszeichnenden, kollektiven Erinnerungen haben. *„Das merkt man einfach, da war man nicht da, da kann man nicht mitreden, da gehört man nicht dazu“* sagt einer der Interviewten und bezieht sich dabei auf seine Erfahrungen auf einer Silvesterfeier, bei der Spiele gespielt wurden, wo englische Fernsehsendungen der Vergangenheit erraten werden mussten und er, da er diese Fernsehsendungen nicht gesehen hatte, nicht teilnehmen konnte.

Kollektive Erinnerungen lösen einen subtilen Inklusions- und Exklusionsprozess aus – jene, welche Zugang zu den Erinnerungen haben und ihre Biographie mit den Erinnerungen in Verbindung bringen, können sich dem Wir-Ensemble, deren Gemeinsamkeit u.a. auf den gemeinsamen Erinnerungen basiert, zuordnen; jene, die keinen Zugang haben, nicht.

AuslandsösterreicherInnen haben nur eingeschränkten Zugang zu den kollektiven Erinnerungskategorien der Aufenthaltsnation, da sie in einem anderen Land, umgeben von anderen Erinnerungskategorien, aufgewachsen sind. In Österreich hingegen haben sie Zugang zu gemeinsamen Erinnerungen an signifikante Ereignisse, Orte, Personen und Artefakte.

Mecheril postuliert bei fraglos zugehörigen Staatsangehörigen einen Aufeinanderbezug der eigenen Lebensgeschichte und der Geschichte der Aufenthaltsnation (vgl. ebd.: 251). Dies ist bei AuslandsösterreicherInnen jedoch nicht der Fall, da seit ihrer Auswanderung ihr individueller Erfahrungsraum nicht mehr deckungsgleich mit dem kollektiven Erfahrungsraum von Österreich ist, was sich in Interviewaussagen wie *„nach 10 Jahren in England wird mir Österreich und die Mentalität manchmal schon auch fremd“* zeigt.

Der Großteil der Lebensgeschichte der Interviewten fand zwar in Österreich statt, sodass eine intensive biographische Verbundenheit mit dem Land besteht; ihre gegenwärtige und unmittelbar vergangene Erfahrungswelt aber hat den Ort ihrer Verwirklichung außerhalb der Herkunftsnation. Eine Einflechtung ihrer gesamten Biographie mit der Nation Österreich ist daher nicht möglich.

Habituelle Wirksamkeit

Habituelle Wirksamkeit beschreibt die Möglichkeit und den Anspruch von Individuen, an den Handlungsräumen einer Gesellschaft teilzunehmen und sich in diesen wirksam darstellen zu können (vgl. Mecheril 2003: 161). Eine Handlung ist für ein Individuum dann habituell wirksam, wenn es subjektiv affirmierbar ist, das heißt die Handlung mit dem Selbstverständnis des Individuums in Einklang steht.

Als EuropäerInnen haben die interviewten AuslandsösterreicherInnen, wie bereits erwähnt, sowohl in Österreich als auch in England den Anspruch und die Möglichkeit einer wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Partizipation. Aber ob die Art und Weise der Partizipation auch subjektiv bejaht wird, ist ein anderes Thema.

So weichen in der Aufenthaltsgesellschaft einige Verhaltensweisen und Praxisformen, wie zum Beispiel Ernährungsgewohnheiten, Kindererziehung etc. von der in der Herkunftsgesellschaft etablierten Norm ab. Für AuslandsösterreicherInnen folgt daher ein an die Normen der Aufenthaltsnation angepasstes Handeln nicht immer ihren von der Herkunftsnation sozial vorstrukturierten Präferenzen und Gewohnheiten und kann damit auch nicht immer subjektiv bejaht werden. Dies soll mithilfe eines Beispieles illustriert werden. In England ist ab einem gewissen Einkommensniveau das Mieten von Wohnobjekten verpönt, mit der Konsequenz, dass Wohnobjekte in der Regel erworben und nicht gemietet werden. Einer der Interviewten hat nun mit seiner Partnerin in London eine Wohnung erworben, nicht aufgrund seiner individuellen Präferenz, sondern um sich der kollektiven Praxisnorm in seinem englischen Bekanntenkreis anzupassen (*„alle Engländer die wir kennen denen gehört das Haus oder die Wohnung in der sie wohnen und da wollten wir dazugehören und haben uns hier diese Wohnung gekauft“*). Der Wohnungskauf wurde allerdings nicht als subjektiv affirmierbares Handeln erlebt und später bereut (*„ja wir wollten so krampfhaft dazugehören was dann aber doch nicht funktioniert hat“*).

Einige der in der Aufenthaltsgesellschaft verbreiteten Verhaltensweisen und Deutungsmuster können die Interviewten nicht subjektiv bejahen, da sie nicht mit ihren Wertgefügen in Einklang stehen. Handlungen, welche sich nach diesen Verhaltensregeln richten, wie anhand des obigen Beispiels gezeigt wurde, werden daher nicht als subjektiv wirksames Handeln erlebt.

Aber auch in dem Herkunftsland ist dies nicht immer der Fall. Durch die (temporäre) Verlagerung ihres Wohnsitzes nach London haben sie sich nicht nur Wissen über die in der englischen Gesellschaft verorteten Deutungsmuster und Verhaltensregeln angeeignet, sondern manche davon auch übernommen. Werden diese Verhaltensweisen nun in der Herkunftsgesellschaft angewandt, hat dies eine Abweichung von Praxisnormen in der österreichischen Gesellschaft zur Folge, sodass dieses Handlungsvermögen in der Herkunftsgesellschaft keinen Ort zur Verwirklichung hat. Auch dies soll anhand eines Beispieles illustriert werden: eine der Interviewten hat den Humor der Aufenthaltsgesellschaft übernommen, was zur Folge hat, dass ihr Humor in der Herkunftsgesellschaft aufgrund der Abweichung von der Norm missverstanden wird: *„[W]enn ich nach Österreich komme verstehen mich die Leute falsch."*
AuslandsösterreicherInnen sind sowohl in der Aufenthalts- als auch der Herkunftsgesellschaft handlungsfähig, da sie in beiden Gesellschaften nötige Vorraussetzungen wie Sprachkompetenzen und einen Zugang zu dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt mitbringen. Aber, da sie in ihrer Lebenswelt Verbindungen und Bezüge zu beiden Gesellschaften vorweisen, findet ihr transnationales Handlungsvermögen weder im Kontext der Aufenthalts- noch der Herkunftsgesellschaft einen geeigneten Ort der Verwirklichung. Eine umfassende subjektiv bejahende Darstellung ist für die Interviewten in keiner der beiden Gesellschaften möglich.

16.1.1. Nationale Loyalität

Die Unterschiede in der symbolischen Mitgliedschaft, biographischen Verbundenheit und habituellen Wirksamkeit von AuslandsösterreicherInnen zu ihrem Herkunfts- und Aufenthaltsland wirken sich auch auf ihren Zugehörigkeitsanspruch zu dem jeweiligen Land aus. Als Mitglieder der Nation Österreich haben die Interviewten in Österreich fragloses Recht und fraglosen Anspruch auf Zugehörigkeit, in England, wo sie keine eigentlichen Mitglieder sind, nicht, sodass ihnen dort ihre Handlungs- und Partizipationsmöglichkeiten erst zugestanden werden müssen. Die Europäische Union hat zwar die Partizipationsmöglichkeiten von EuropäerInnen offiziell auf alle Mitgliedstaaten ausgeweitet, aber aufgrund der jahrzehntelangen Monopolstellung des Nationalismusdiskurses ist die Vorstellung von MigrantInnen „as foreigners to the community of shared loyality towards the state and shared rights guaranteed by that state" (Wimmer/Glick Schiller 2002: 309) unter der europäischen Bevölkerung weit verbreitet.
Mit Aussagen wie *„es ist ihr Land"* und *„ich bin hier Gast, ich muss mich anpassen"* reproduzieren auch die Interviewten einen Nationalismusdiskurs, der ein fragloses Handlungsrecht für StaatsbürgerInnen und eine Assimilationspflicht für MigrantInnen postuliert.

Dabei reproduzieren die Interviewten die Vorstellung, dass MigrantInnen als „antinomies“ (ebd.) in die Aufenthaltsgesellschaft eindringen und sie aufgrund der zugestandenen Handlungsmöglichkeiten der Aufenthaltsnation zu Dankbarkeit und einer Assimilierung verpflichtet sind. *„Ich muss mich schon in England einbürgern“,* betont einer der Interviewten, *„weil es ist ihr Land und das gehört da dazu dass ich mich anpasse.“*

AuslandsösterreicherInnen greifen also trotz ihrer länderübergreifenden Lebenswelt auf das nationalstaatliche Paradigma zurück und reproduzieren die Vorstellung, dass der soziale und geographische Raum des Nationalstaates im Besitz von Staatsangehörigen ist, und Nicht-Staatsangehörige daher keinen Besitzanspruch und kein Zugehörigkeitsrecht hätten. Auch die Vorstellung einer homogenen Mehrheitsgesellschaft, an welche sich MigrantInnen anzupassen hätten, wird dabei reproduziert.

Als Staatsangehörige von Österreich gehen die Interviewten davon aus, einen Besitzanspruch an die Nation Österreich, und daher fragloses Recht und fraglosen Anspruch auf legitime Artikulation, Darstellung und Entwicklung in der Nation zu haben.

Als ÖsterreicherInnen, welchen Handlungsmöglichkeiten aufgrund ihres Anspruches nicht zugestanden werden müssen, brauchen die Interviewten ihrem Herkunftsland auch keine Dankbarkeit zu zeigen, ihr Verhältnis zu Österreich ist aber durch eine Loyalitätspflicht gekennzeichnet. National Loyalität ist ein Produkt des Nationalismusparadigmas, um die Bindung von StaatsbürgerInnen an ihre Herkunftsnation und das Machtmonopol des Nationalstaates über seine StaatsbürgerInnen aufrecht zu erhalten.

Erfolgt eine zu starke Abgrenzung und Distanzierung zu dem Kontext der Herkunftsnation, kann dies als Vernachlässigung der moralischen Verpflichtungen betrachtet werden und Sanktionen mit sich ziehen. Dies kann man an dem Beispiel einer Interviewten erkennen, welche mit den Worten *„na ist eh gut wenn das ausstirbt“* den Demographierückgang in Österreich kommentierte, und für diesen Loyalitätsbruch von ihrer österreichischen Interaktionspartnerin mit den Worten *„wie kannst du so was nur sagen“* sanktioniert wurde.

Die Loyalitätspflicht von StaatsbürgerInnen gegenüber ihrem Herkunftsland spiegelt sich bei manchen Interviewten auch durch ihren Gebrauch einer Elternhausmetapher zur Beschreibung ihres Verhältnisses zum Herkunftsland wieder. *„Die Zugehörigkeit zu Österreich“*, sagt einer der Interviewten *„ist ungefähr so wie man sich den Eltern zugehörig fühlt. Man fühlt sich zu denen immer zugehörig, selbst wenn man absolut nicht und absolut nicht deren Meinung ist.“*

Das Herkunftsland ist ebenso wie das Elternhaus der soziale und geographische Ort der Primärsozialisation, welches dem Individuum sein Wirklichkeitsbild vermittelt und wo das Verhältnis durch ein Loyalitätsprinzip gekennzeichnet ist - ebenso wie die Zugehörigkeit eines Kindes zu seinen Eltern auch bei einem Auszug aus dem Elternhaus aufrecht bleibt, ist dies auch bei Zugehörigkeitsgefühlen zu dem Herkunftsland bei einer Auswanderung der

Fall. Die Tatsache, in dem Land aufgewachsen und sozialisiert zu sein, können AuslandsösterreicherInnen nicht aus ihrer Biographie auslöschen. Auch wenn eine Distanzierung zu dem Herkunftsland erfolgt, bleiben die Zugehörigkeitsbezüge dauerhaft aufrecht, wie folgender Interviewausschnitt belegt: *„[I]ch fühl mich irgendwie als Alien, aber ich fühl mich trotzdem absolut zugehörig zu der Kultur. Von Grund auf."* In keinem anderen nationalen Zugehörigkeitskontext können AuslandsösterreicherInnen nämlich in der gleichen Weise wirksam handeln oder ist ihre biographische Verbundenheit von der gleichen Intensität.
Aber trotz der starken Verbundenheit der Interviewten mit ihrem Herkunftsland findet zugleich auch eine Abgrenzung zu dem Kontext Österreich statt, wie im nächsten Kapitel erörtert werden soll.

16.1.2. Abgrenzungsprozesse

AuslandsösterreicherInnen in London verfügen über Zugehörigkeitsgefühle zu der Wir-Gemeinschaft von sowohl Aufenthalts- und Herkunftsland; diese Zugehörigkeitsgefühle wechseln nun aber mit dem jeweiligen situativen Kontext und dem jeweiligen Gegenüber.
In Interaktionen mit Personen, die von AuslandsösterreicherInnen aufgrund bestimmter wahrnehmbarer Merkmale einem nicht-österreichischen nationalen Ensemble zugeordnet werden, werden sich AuslandsösterreicherInnen ihrer Abweichung von diesen Merkmalen bewusst, und grenzen sich durch eine Selbstzuordnung zu der Wir-Gemeinschaft „ÖsterreicherInnen" von der nationalen Gemeinschaft des Gegenübers ab.
So beschreibt zum Beispiel eine der Interviewten, sich ihrer Zugehörigkeit zu Österreich vor allem in Interaktionen mit deutschen Bekannten in London bewusst zu werden, da diese sich mit ihrer *„über-selbstbewussten"* Art von ÖsterreicherInnen unterscheiden, die *„ein bisschen entspannter und relaxter"* seien. In diesen Situationen ordnet sich die Interviewte aufgrund ihrer Abweichung von den Merkmalen ihres deutschen Gegenübers fraglos der nationalen Wir-Gemeinschaft „ÖsterreicherInnen" zu.
Bei Besuchen im Herkunftsland hingegen verhält es sich anders: *„In England fühle ich mich wie ein Österreicher, in Österreich nicht"* – dieses Interviewzitat verdeutlicht, dass die Zuordnung zu der Kategorie „ÖsterreicherIn" auf dem Vorhandensein einer national konnotierten Wir-Gemeinschaft wie „EngländerInnen" basiert. Identitätsprozesse brauchen eine Abgrenzung zu Unterschiedlichem, um erfolgreich zu sein. Dies ist auch bei den interviewten AuslandsösterreicherInnen der Fall.
Bei Besuchen im Herkunftsland repräsentiert plötzlich die nationale Gemeinschaft „ÖsterreicherInnen", deren Wir-Zusammenhang die Interviewten sich in England fraglos zuordnen, das Gegenüber und Unterschiedliche. Bei Besuchen in Österreich werden sich die Interviewten bewusst, aufgrund ihrer Erfahrungen im Ausland bestimmte zugehörigkeitskonzeptuell geforderte Gemeinsamkeiten nicht mehr zu erfüllen, sodass sie

geforderte Gemeinsamkeiten nicht mehr zu erfüllen, sodass sie sich auch nicht fraglos als Mitglieder des österreichischen Zugehörigkeitskontextes wahrnehmen und sich von der national konnotierten Wir-Gemeinschaft abgrenzen. Einer der Interviewten beschreibt diesen Abgrenzungsprozess als „Abstand schaffen" und sagt: *„wenn ich dann zu Hause* (Österreich, Anmerk.) *bin, hab ich irgendwie das Gefühl, ich muss Abstand schaffen."*

Abgrenzungsprozesse sind dabei immer das Resultat von sowohl Selbst- als auch Fremdzuordnungsprozessen. So werden die Interviewten von der englischen Mehrheitsgesellschaft aufgrund ihrer Abweichungen von dem zugehörigkeitskonzeptuell geforderten Gemeinsamkeiten nicht als Mitglieder der englischen nationalen Wir-Gemeinschaft angesehen und stattdessen einer „Nicht-Wir" Gemeinschaft zugeordnet. Diese Fremdzuordnung wirkt als Bestätigung ihrer Mitgliedschaft zu dem Kontext Österreich und unterstützt Selbstzuordnungsprozesse der Interviewten zu dem nationalen Ensemble des Herkunftslandes.

Ähnlich verhält es sich in der Herkunftsgesellschaft, wo Fremdzuordnungsprozesse (*„in Österreich heißt es oft, ah, der Engländer ist wieder da"*) in AuslandsösterreicherInnen Abgrenzungsprozesse zu der nationalen Wir-Gemeinschaft des Herkunftslandes auslösen. Aber anders als in England findet dabei keine Selbstzuordnung zu einem anderen nationalen Ensemble statt, stattdessen erfolgt eine Identifizierung mit Kategorien wie „Anders", die auf keiner territorialen Verortung basieren.

Zusammengefasst lässt sich also festhalten, dass die Zuordnung zu nationalen Wir-Gemeinschaften keinen einmaligen Prozess darstellt, sondern mit dem situativen Kontext wechselt und auch von der Fremdwahrnehmung des Gegenübers beeinflusst wird.

16.2. Regionale Zugehörigkeitsbezüge

Die interviewten AuslandsösterreicherInnen weisen nicht nur mit nationalen Kontexten, sondern auch mit einer Vielzahl an regionalen Zugehörigkeitskontexten[1] eine emotionale Verbundenheit vor. Die Frage nach ihrem Selbstverständnis und ihrer personalen Identität beantworten sie beispielsweise häufig mit Bezug auf regionale Kontexte, die im geographischen Raum des Herkunftslandes verortet sind, und zu denen sie eine intensive biographische Verbundenheit vorweisen – meist ist dies der Ort, an dem sie geboren und aufgewachsen sind. Interviewte, deren Kindheit und Jugend beispielsweise in Wien verortet war, ordnen sich auch der Wir-Gemeinschaft von WienerInnen zu. Einer solchen Selbstzuordnung liegt die Annahme zugrunde, dass Mitglieder der Wir-Gemeinschaft WienerInnen bestimmte Wertgefüge und Praxisnormen gemeinsam haben, die sie als Gruppe kennzeichnen. Mit ei-

[1] Mit regionalen Zugehörigkeitskontexten sind sowohl Zugehörigkeitsbezüge zu Regionen (zum Beispiel einem Bundesland wie Vorarlberg) als auch Städten wie London und Wien gemeint.

ner Selbstzuordnung zu einer Personengruppe wie „WienerInnen“ weisen die Interviewten darauf hin, dass die gemeinsamen Merkmale der Gruppe auch wichtiger Bestandteil ihres Selbstverständnisses sind.

Die Zugehörigkeitsgefühle der Interviewten zu Regionen oder Städten im Herkunftsland, mit denen sie einen Großteil ihrer Lebensgeschichte verflechten können, ist auch nach ihrem Wegzug und der Verlagerung ihres Hauptwohnsitzes in einen anderen nationalen Kontext stark ausgeprägt und bleibt über eine geographische Distanz hinweg aufrecht.

Zugleich kommt es aber mit dem Verlassen des Herkunftslandes zu einer plurilokalen, transnationalen Ausdehnung ihrer regionalen Zugehörigkeitsbezüge. Einer der Interviewten beschreibt beispielsweise seine Vielfalt an regionalen Zugehörigkeitsbezügen mit den Worten: *„Es gibt Heimat in Wien und es gibt Heimat in London, es gibt aber auch in New York und Frankfurt einen gewissen Heimatbezug.“*

Aufgrund ihrer transnationalen Lebensweise sind AuslandsösterreicherInnen mit verschiedenen Orten und Plätzen emotional verbunden und ihre Zugehörigkeit ist nicht auf nur einen geographischen Kontext reduzierbar. Die Zugehörigkeitsbezüge sind dabei durch unterschiedliche Intensitätsgrade und unterschiedliche Entstehungskontexte gekennzeichnet - so basiert ein Zugehörigkeitsbezug zu Wien zum Beispiel auf einer vergangenen biographischen Verbundenheit mit dem Kontext der Stadt, ein Zugehörigkeitsbezug zu London hingegen auf der gegenwärtigen Verortung der Lebenswelt in den sozialen und geographischen Räumen Londons.

Die regionalen Zugehörigkeitsbezüge der interviewten AuslandsösterreicherInnen beziehen sich in der Regel auf Städte. Städte sind als Wohnort für sie besonders attraktiv, da sie im Gegensatz zu kleinräumlichen Wohngebieten ihren globalen Bezugssystemen und transnationalen Lebensweisen einen geeigneten Ort zu ihrer Verwirklichung bieten.

In Großstädten wie New York und London sind Mehrfachzugehörigkeiten und hybride Identitäten weit verbreitet – laut jener Interviewten, welche in der Vergangenheit New York gelebt haben, ist die Tatsache, woanders geboren und aufgewachsen und formell Mitglied eines anderen nationalen Kontextes zu sein, kein Hindernis für eine Selbst- und Fremdzuordnung zu der Wir-Gemeinschaft „New YorkerInnen“. Migration ist ein wichtiger Bestandteil der Identität New Yorks und dessen EinwohnerInnen, und auch Personen, die keine biographische Verbundenheit mit der Stadt vorweisen können, haben das Recht und den Anspruch, sich in den Wir-Zusammenhang von New York einzubeziehen[1].

AuslandsösterreicherInnen greifen nun bei der Beschreibung ihrer Selbstverortung gerne auf städtische Kontexte zurück, da diese eine Verortung jenseits nationaler Zuordnungsprozesse

[1] Dies liegt vermutlich daran, dass, wie Mau (2007: 136) erwähnt, die USA über weitaus höhere Mobilitätsraten als die meisten europäischen Länder verfügen, und die mit Mobilität einhergehenden Destabilisierungen gemeinschaftlicher Zusammenhänge durch sehr schnelle Eingliederung und Aufnahme von Zugezogenen kompensiert wird.

ermöglichen. Das Zurückgreifen auf städtische Kategorien wird zudem auch als Strategie gebraucht, um Assoziationen mit der national konnotierten Wir-Gemeinschaft, die mit der eigenen Identität nicht in Zusammenhang gebracht werden sollen, zu umgehen. *„Ich sag auch immer ich komme aus Wien“*, sagt zum Beispiel einer der Interviewten *„weil ich bei Österreich immer denke das hört sich mehr nach Nazi an und Wien weniger.“*

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass AuslandsösterreicherInnen eine emotionale Verbundenheit mit unterschiedlichen regionalen Zugehörigkeitskontexten aufweisen und sich unterschiedlichen Wir-Gemeinschaften wie „LondonerInnen“, „WienerInnen“ usw. zuordnen und sich ihre Identität aus unterschiedlichen regionalen Zugehörigkeitsbezügen zusammensetzt.

16.3. Europäische Zugehörigkeitsbezüge

Wie im letzen Kapitel erörtert wurde, nehmen bei der Selbstverortung von AuslandsösterreicherInnen in London regionale Zugehörigkeitskonzepte, welche eine Verortung jenseits nationaler Zuordnungen und nationaler Inklusions- und Exklusionsstrategien ermöglichen, einen wichtigen Stellenwert ein.
Welche Rolle spielt nun der Zugehörigkeitskontext Europa bei ihrer Selbstverortung? Ordnen sich AuslandsösterreicherInnen in London einer europäischen Wir-Gemeinschaft zu?

Nun, die interviewten AuslandsösterreicherInnen beantworten die Frage nach ihrer personalen Identität in der Regel nicht mit Bezug auf den Kontext Europa, aber zugleich weisen AuslandsösterreicherInnen, welche außerhalb Europas gelebt und gearbeitet haben, sehr wohl Zugehörigkeitsgefühle zu dem Kontext Europa auf. Europa als Bezugssystem wird für die Interviewten allerdings erst dann relevant, wenn die Lebenswelt in einem außereuropäischen Raum verortet ist. Eine der Interviewten beschreibt dies mit den Worten: *„Wenn ich in Amerika bin fühle ich mich europäisch, wenn ich hier bin nicht.“*
Außerhalb des europäischen Kontextes wird man nämlich mit einem außerhalb Europas verorteten Wir-Zusammenhang konfrontiert, durch welchen sich AuslandsösterreicherInnen der verbindenden Gemeinsamkeiten mit anderen EuropäerInnen bewusst werden, sodass die Idee einer europäischen Identität lebendig wird und als Bezugsrahmen Sinn bekommt.
Die Identifizierung mit Europa ist dabei durchaus mit nationalen Zugehörigkeiten kompatibel, sodass parallel zu einer Zuordnung zu nationalen Wir-Gemeinschaften auch eine Zuordnung zu einem europäischen Wir erfolgen kann.

Für AuslandsösterreicherInnen, welche noch nie außerhalb des europäischen Kontextes gelebt und dort mit einem außereuropäischen Wir-Zusammenhang konfrontiert waren, spielt Europa bei ihrer Selbstverortung allerdings keine große Rolle. Eine der Interviewten negiert sogar die Existenz einer europäischen Wir-Gemeinschaft und betont, dass aufgrund der kulturellen Unterschiede zwischen den europäischen Ländern niemals eine gemeinsame europäische Identität entstehen könne. Diese Sichtweise basiert auf der Annahme, dass zwischen den Nationen kulturelle Differenzen, innerhalb einer Nation aber kulturelle Gleichheit besteht – eine Annahme, die von dem Nationalismusdiskurs beeinflusst wird, welcher eine Deckungsgleichheit zwischen Nation und Kultur postuliert. Demzufolge würde eine europäische Identität die Existenz von nationalen Identitäten bedrohen, beruhen diese doch auf Abgrenzungsprozessen zu anderen nationalen Ensembles – mit einer Ausweitung von Zugehörigkeitsgefühlen auf einen europäischen Kontext würden dieser Argumentation zufolge nationale Identitäten ihre Grundlage verlieren.

Außerhalb des europäischen Kontextes aber, wo das Gegenüber von Nicht-EuropäerInnen repräsentiert wird, nehmen AuslandsösterreicherInnen jene Merkmale wahr, welche sie mit Mitgliedern des Ensembles „EuropäerInnen“ gemeinsam haben, sodass aufbauend auf diesen Gemeinsamkeiten eine Zuordnung zu einer europäisch konnotierten Wir-Gemeinschaft erfolgen kann.

Während nationale Zuordnungsprozesse innerhalb Europas auf Abgrenzungsprozessen zu anderen nationalen Wir-Gemeinschaften basieren und daher nicht die Gemeinsamkeiten, sondern Differenzen zwischen den nationalen Ensembles im Vordergrund stehen, ist dies außerhalb Europas anders. Außerhalb Europas nämlich sind die Differenzen zwischen Europa und dem außereuropäischen Kontext, zum Beispiel den USA, bedeutsam, sodass Gemeinsamkeiten unter EuropäerInnen wahrgenommen und ein europäisches Wir festgestellt werden kann.

Europäische Identität basiert also ebenso wie nationale Identität auf der Abgrenzung zu einem unterschiedlichen Gegenüber und einer Grenzziehung zwischen einem „Wir“ und „Nicht-Wir“, mit dem Unterschied aber, dass das „Wir“ nicht auf einzelne Nationalstaaten beschränkt ist, sondern mehrere Länder umfasst.

Das Konzept europäische Identität muss daher mit konkreten Inhalten gefüllt werden, soll es für AuslandsösterreicherInnen innerhalb Europas und ohne einem nicht-europäischen Gegenüber, von dem sie sich abgrenzen wollen, als Bezugsrahmen relevant werden. Da das (noch) nicht der Fall ist, ist das Konzept Europa für sie nur außerhalb Europas als Zugehörigkeitskonzept relevant, innerhalb Europas aber ist das Konzept nationalen und regionalen Identitätskonzepten unterlegen und hat sich für AuslandsösterreicherInnen noch nicht als ein eigenständiger Bezugsrahmen etabliert.

16.4. Mehrfachzugehörigkeiten

AuslandsösterreicherInnen weisen Zugehörigkeitsbezüge zu unterschiedlichen territorialen Kontexten auf, und je nach situativem Kontext ordnen sie sich unterschiedlichen territorial konnotierten Wir-Gemeinschaften zu. Sie pflegen also, mit anderen Worten, Mehrfachzugehörigkeiten.

Das Nationalismusparadigma fordert von StaatsbürgerInnen eine eindeutige Verortung – entweder ist man Mitglied eines Nationalstaates, oder man ist Mitglied eines anderen Nationalstaates. MigrantInnen, welche aus einem anderen Nationalstaat stammen, haben sich daher in die Zielgesellschaft zu integrieren und eventuelle Mehrfachzugehörigkeiten mit einer Zugehörigkeit zu nur einem nationalen Kontext zu ersetzen. AuslandsösterreicherInnen aber transzendieren die Dichotomie des Nationalstaates, da sie Verbindungen und Bezüge zu sowohl Herkunfts- als auch Aufenthaltsgesellschaft aufweisen und an die Stelle von eindeutigen Verortungen vielschichtige Zugehörigkeiten treten.

Aufgrund ihrer Mehrfachzugehörigkeiten ist für AuslandsösterreicherInnen daher eine fraglose Zuordnung zu nur einem nationalstaatlichen Ordnungsschema nicht möglich. Diese Uneindeutigkeit wird allerdings nicht als Mangel angesehen und negativ bewertet, sondern als Möglichkeit, sein eigenes Bezugssystem entwickeln zu können, erkannt (*„ich kann das Gute aus beiden Kulturkreisen verbinden“*).

Der Zwang einer eindeutigen Verortung hinterlässt jedoch auch bei den interviewten AuslandsösterreicherInnen Spuren, welche trotz ihrer Mehrfachzugehörigkeiten versuchen, sich eindeutig zu verorten. Dies geschieht, indem sie auf die Kategorie „ÖsterreicherIn“ zurückgreifen, diese jedoch entsprechend ihren Mehrfachzugehörigkeiten modifizieren. AuslandsösterreicherInnen in London stehen daher für beides – der Unmöglichkeit einer eindeutigen Verortung und dem gleichzeitigen Versuch einer eindeutigen Verortung.

Auch wenn sich AuslandsösterreicherInnen in ihrer Lebenswelt in Räumen bewegen, die über die Grenzen von Nationalstaaten hinausreichen, und einen transnationalen Lebensstil pflegen, werden sie dennoch von der Ideologie des Nationalismus beeinflusst. So weisen die Interviewten wiederholt auf Differenzen zwischen „ÖsterreicherInnen“ und „EngländerInnen“ hin und reproduzieren die Annahme einer homogenen Mehrheitsgesellschaft in der Aufenthalts- und Herkunftsgesellschaft.

Für die Mehrfachzugehörigkeiten von AuslandsösterreicherInnen gibt es nun keine adäquaten Bezeichnungen, auf welche die Interviewten bei ihrer Selbstbeschreibung zurückgreifen können. Dass es keine Bezeichnungen dieser Art gibt, ist nicht weiter verwunderlich, da solche Bezeichnungen nicht mit dem bipolaren Ordnungsprinzip und dem Nationalismusparadigma kompatibel wären.

Aber da nationale Personenkategorien wie „ÖsterreicherInnen“ oder „EngländerInnen“ nicht in der Lage sind, ihre Mehrfachzugehörigkeiten abzubilden, wenden die Interviewten zwei Strategien an: entweder sie greifen bei ihrer Selbstbeschreibung auf regional konnotierte Kategorien wie zum Beispiel „WienerIn“ zurück, die eine Verortung jenseits nationaler Zuordnungen ermöglichen, oder aber sie greifen auf die nationale Kategorie „ÖsterreicherIn“ zurück, modifizieren diese jedoch in Hinblick auf ihre individuelle Selbstwahrnehmung, indem sie sich zum Beispiel als *„Österreicherin mit englischen Einschlag“* beschreiben.
Die Tatsache, dass es für Mehrfachzugehörige keine Kategorien gibt, welche ihre heterogenen Zugehörigkeitsgefühle treffend auszudrücken vermögen, ist eine Konsequenz der Vormachtstellung des Nationalismusdiskurses, welcher eine Selbstverortung jenseits nationaler Eindeutigkeiten nicht anerkennt.
Auch die Strategien der Interviewten sind lediglich Versuche, sich mit dem bipolaren Ordnungsschema und dem Zwang einer eindeutigen Verortung zu arrangieren, allerdings stellen sie keine ernsthafte Gefährdung der nationalen Zugehörigkeitsbezüge dar – die Modifikationen zum Beispiel können lediglich Abweichungen von der Norm der nationalen Wir-Gemeinschaft, und nicht selbstständige Identitätsbezüge darstellen.
Das polare Denkschema Österreich versus England entspricht zwar nicht der Lebenswelt oder Selbstidentität der Interviewten, allerdings greifen auch AuslandsösterreicherInnen bei ihrer Selbstbeschreibung aus Mangel an Alternativen auf die nationalen Kategorien zurück, welche auf einem „Wir“ – „Nicht-Wir“ Ausschlussprozess basieren, modifizieren diese jedoch entsprechend, um ihre Mehrfachzugehörigkeiten auszudrücken.
Das dem Nationalismusparadigma zugrunde liegende binäre Ordnungsprinzip ist ein gesellschaftsstrukturierendes Machtinstrument, welches Abweichungen von dem Prinzip nicht anerkennt und daher für Mehrfachzugehörigkeiten und hybride Identitäten keine Alltagsbegriffe bereithält – man hat entweder ÖsterreicherIn zu sein *oder* EngländerIn, für Personen, die beides vereinen, gibt es im nationalen Identitätsdiskurs keine adäquate Bezeichnung.
Wenn eine der Interviewten angibt, den Heimatbegriff abzulehnen, dann jedoch im gleichen Satz zu verstehen gibt, dass sie faktisch wohl oder übel Österreich als Heimat bezeichnen *muss*, dann ist dies als ein Hinweis für den Zwang einer eindeutigen Verortung zu verstehen.

AuslandsösterreicherInnen können sich nicht eindeutig den nationalen Wir-Gemeinschaften der Herkunfts- oder Aufenthaltsnation zuordnen, sodass sie Schwierigkeiten haben, ihre Zugehörigkeiten angesichts der Erwartung einer eindeutigen Verortung zu beschreiben. So ist die zweifelnde Frage einer der Interviewten, ob die Beschreibung ihrer Mehrfachzugehörigkeiten für die Interviewerin Sinn macht, ein Hinweis dafür, dass die Interviewte sich bewusst ist, von der dominanten Ideologie abzuweichen und daher daran zweifelt, ob die Beschreibung ihrer abweichenden Mehrfachzugehörigkeiten für andere verständlich sein kann.

AuslandsösterreicherInnen sitzen, um einen im Interview gefallenen Ausdruck zu verwenden, *„zwischen den Stühlen“* – sie verorten sich in einem Raum, der sowohl Herkunft- und Aufenthaltsgesellschaft vereint, der jedoch weder dem einen noch dem anderen nationalen Kontext eindeutig zuzuordnen ist. Dieses Zwischen-den-Stühlen-Sitzen darf jedoch nicht als Ortlosigkeit bzw. Orientierungsverlust verstanden werden. Im Gegenteil verfügen AuslandsösterreicherInnen über vielfältige Verbindungen und Bezüge zu unterschiedlichen Räumen, ordnen sich unterschiedlichen territorialen Wir-Gemeinschaften zu und sind sowohl in der Herkunfts- als auch in der Aufenthaltsgesellschaft handlungsfähig.

Einige Konsequenzen, die mit einer Auffächerung von Zugehörigkeitsgefühlen zu unterschiedlichen territorial konnotierten Wir-Gemeinschaften und der damit zusammenhängenden Unmöglichkeit einer eindeutigen Verortung verbunden sind, sollen in den nächsten Kapiteln thematisiert werden. Zunächst sollen die Heimatkonstruktionen der Interviewten und die Frage erörtert werden, welche Inhalte sie mit dem Begriff „Heimat“, der in Alltagsdiskursen meist mit nationalen Zugehörigkeitsbezügen in Zusammenhang gebracht wird, verbinden. Im Anschluss daran soll die Selbstwahrnehmung der interviewten AuslandsösterreicherInnen als positive Normabweichung näher erörtert, und danach Distanzierungsprozesse zu der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft thematisiert werden.

16.5. Individuelles Heimatverständnis

Der Begriff „Heimat“ symbolisiert für AuslandsösterreicherInnen einen Ort, zu dem sie sich fraglos zugehörig fühlen, der aber anders als im Alltagsdiskurs, wo Heimat in der Regel mit einer Nation in Verbindung gebracht wird, nicht zwingend einen geographischen Raum darstellt.

Der Begriff Heimat wird meist im Singular und selten im Plural verwendet – so wird eher die Frage „Wo ist deine Heimat?“ als „Wo sind deine Heimaten?“ gestellt, wodurch bereits die Erwartung an eine eindeutige Verortung und die Festlegung von Heimat auf einen geographischen Ort transportiert wird.

Für die Interviewten aber ist aufgrund der Auffächerung ihrer territorialen Zugehörigkeitsbezüge die Frage nach „der“ Heimat schwer zu beantworten, da eine eindeutige Verortung nicht mit ihrem transnationalen Lebensstil kompatibel ist.

Anstatt daher in ihren Heimatkonstruktionen nationalstaatliche Zugehörigkeitsbezüge wiederzugeben, produzieren sie ein individuelles Heimatverständnis - Heimat wird dabei mit affektiven Bindungen zu Personen wie der/dem PartnerIn und dem Nachwuchs in Verbindung gebracht und durch die emotionale Zugehörigkeit zu diesen Personen definiert. *„Heimat ist meine Familie“* sagt eine der Befragten im Interview und signalisiert dadurch, dass

ihre Heimatgefühle nicht auf Zugehörigkeitsgefühlen zu einem Nationalstaat, sondern auf ihren Zugehörigkeitsgefühlen zu ihrem Mann und den gemeinsamen Kindern basieren.
In ihren Heimatkonstruktionen ersetzen AuslandsösterreicherInnen ihre eingeschränkte Zugehörigkeit zu ihrem Aufenthaltsort durch ihre fraglosen Zugehörigkeitsbezüge zu ihnen nahe stehenden Personen, sodass ihr Verständnis von Heimat ihrer transnationalen Lebenswelt angepasst ist – Heimatgefühle, die auf Zugehörigkeitsgefühlen zu Personen basieren, sind nämlich nicht auf einen geographischen Ort fixiert, sondern in andere geographische Räume transportierbar. Ihre Heimatkonstruktion ist daher ebenso wie ihr Lebensstil ortsveränderlich.
AuslandsösterreicherInnen konstruieren sich ihre Heimat allerdings nicht nur durch ihre emotionale Verbundenheit zu Personen, sondern pflegen auch Heimatbezüge zu ihren Wohnstätten im Aufenthaltsland, also ihrer Wohnung oder ihrem Einfamilienhaus. Ihr Heimatgefühl, welches nicht auf den gesamten geographischen Raum der Stadt London ausgeweitet werden kann, wird damit auf diese Wohneinheit und ihren unmittelbaren wohnlichen Lebensraum reduziert, zu dem sie als MieterInnen oder BesitzerInnen sich fraglos zugehörig fühlen.
Obwohl für die interviewten AuslandsösterreicherInnen ihr individuelles Heimatverständnis zuallererst mit ihren fraglosen Zugehörigkeitsgefühlen zu Personen verbunden ist und territoriale Zugehörigkeitsbezüge dem untergeordnet sind, so bringen sie ihre individuelle Heimatvorstellung dennoch mit dem geographischen Raum des Herkunftslandes in Verbindung. Ein Teil ihrer vielfältigen Heimatbezüge ist also, trotz der Verlagerung ihres Wohnsitzes in das Aufenthaltsland, in den Räumen der Herkunftsnation verortet.
Die Heimatkonstruktion der Zielgruppe ist daher fragmentiert und setzt sich aus unterschiedlichen Bestandteilen zusammen - der Zugehörigkeit zu dem/der PartnerIn, dem Herkunftsland, zu ihrer Wohnstätte. Ein Teil ihres Heimatgefühles ist dauerhaft in ihrem Herkunftsland verortet, die anderen Teile setzen sich aus alternativen Zugehörigkeitsbezügen wie zu ihrer Familie zusammen und sind nicht auf einen Ort fixiert.
AuslandsösterreicherInnen passen das Konzept Heimat daher ihrem transnationalen Lebensstil an, sodass der Begriff Heimat mit unterschiedlichen Bedeutungen und unterschiedlichen Entstehungskontexten eingefärbt wird.

16.6. Selbstwahrnehmung als „Anders“

Wie schon erwähnt können sich die interviewten ÖsterreicherInnen dem binären nationalen Code, der eine Deckungsgleichheit von Kultur, Gesellschaft und Nation postuliert und für StaatsbürgerInnen nationale Identitätsbezüge hervorbringt, nicht fraglos unterordnen, da sie Verbindungen zu unterschiedlichen nationalstaatlich organisierten Räumen und unterschiedlichen national konnotierten Wir-Gemeinschaften aufweisen. Da sie sich nicht einer Nation

fraglos zuordnen können, weichen sie von der Norm einer eindeutigen nationalen Verortung ab, allerdings bewerten sie die Abweichung positiv und als Zeichen für ihre Einzigartigkeit und Individualität. So beschreibt eine der Interviewten diese Abweichung mit den Worten: *„[W]eder in Österreich fühle ich mich so dass ich mir denke ich bin jetzt Teil davon, und hier eigentlich auch nicht, und das ist eigentlich ganz nett. Dieses Gefühl nirgends irgendwo so wirklich dazuzugehören. Also ich mag das, ich bin eigentlich froh dass das so ist. Anders sein, ich glaube das ist es."*

Aufgrund fehlender Begrifflichkeiten, welche ihre Abweichung vom binären Ordnungsprinzip und ihre Verortung in einem transnationalen Raum treffend beschreiben würden, drückt die Interviewte ihre Abweichung vom Kollektiv und ihre Individualität mit dem Begriff „Anders" aus.

Anders drückt in seiner grundsätzlichen Bedeutung eine Abweichung vom Kollektiv aus; welche Bedeutung dem „Anders" dabei zukommt, hängt von dem jeweiligen situativen Kontext ab. In dem oben zitierten Interviewausschnitt bezieht sich das „Anders" auf das „Gefühl nirgends irgendwo so wirklich dazuzugehören" und damit auf eine eingeschränkte Zugehörigkeit der Interviewten zu sowohl Herkunfts- als auch Aufenthaltsland.

Weder zu dem einen noch dem anderen nationalen Kontext können sich AuslandsösterreicherInnen eindeutig zuordnen, pflegen sie doch vielfältige territoriale Zugehörigkeitsbezüge. Anstatt diese Mehrfachzugehörigkeiten nun als Mangel an eindeutiger Zugehörigkeit auszulegen, nehmen AuslandsösterreicherInnen ihre transnationalen Zugehörigkeitsbezüge als Profilierungsmöglichkeit wahr, die es ihnen ermöglichen, sich vom sesshaften, ortsunveränderlichem Kollektiv abzugrenzen, sich als positiv konnotierte „Andere" darzustellen und ihre Individualität und Einzigartigkeit zu betonen.

Ihre Individualität basiert dabei unter anderem auf ihrer vom sesshaften Kollektiv abweichenden lebensweltlichen Alltagspraxis, welche sich an kosmopolitischen Prinzipien orientiert und Heterogenität und Flexibilität als handlungsleitende Maximen inkorporiert hat.

Kosmopolitismus beschreibt, wie in Kapitel 5 erörtert wurde, eine spezielle Geisteshaltung, die durch Offenheit und Wertschätzung des Fremden und Unbekannten, dem Streben nach Vielfalt und einer Ablehnung von Uniformität gekennzeichnet ist (vgl. Hannerz 1996: 103) – diese Merkmale sind auch Bestandteile des Bezugssystems von AuslandsösterreicherInnen in London und spiegeln sich in ihren Ansichten und Handlungen wieder. *„Wenn mir jemand vorschlagen würde, lass uns nach Spitzbergen fliegen"*, sagt einer der Interviewten, *„würde ich sofort dabei sein. Das machen andere nicht so."*

Als KosmopolitInnen genießen es AuslandsösterreicherInnen sich in fremden sozialen und geographischen Räumen zu bewegen, und sie spannen ihre Lebenswelt zwischen den be-

kannten sozialen und geographischen Räumen des Herkunftslandes und den unbekannten Räumen des Aufenthaltslandes auf.
Auch in der Herkunftsgesellschaft leiten die kosmopolitischen Prinzipien des Strebens nach dem Neuen und Unbekannten das Handeln der Zielgruppe. Um Erfahrungsvielfalt auch in ihrem Herkunftsland zu erreichen, fahren sie bei ihren Österreichbesuchen nicht nur in ihren Herkunftsort oder ihre Herkunftsstadt, sondern versuchen bei ihren Besuchen auch immer wieder neue Orte zu erkunden. Eine der Interviewten bleibt bei Besuchen trotz der Möglichkeit bei Familienmitgliedern oder Freunden zu übernachten, im Hotel und nimmt dadurch bewusst die Rolle einer Touristin ein.

Das Bewegen in Räumen außerhalb des Herkunftslandes ermöglicht den Interviewten, ihren Handlungs- und Wahrnehmungshorizont zu erweitern und sich Wissen über fremde Werte und Normen anzueignen. Die Verortung ihrer Lebenswelt in geographischen Räumen außerhalb des Herkunftslandes hat für AuslandsösterreicherInnen eine Kompetenzerweiterung, zum Beispiel die Verbesserung ihrer Fremdsprachkenntnisse, zur Folge. Diese Kompetenzerweiterung ist für AuslandsösterreicherInnen eine Profilierungsmöglichkeit gegenüber der Norm des sesshaften Kollektivs und wirkt als Bestätigung ihrer Selbstwahrnehmung als „Andere“.
Die Tatsache, die Herkunftsgesellschaft verlassen zu haben und ihre Lebensräume auf verschiedene Lokalitäten weltweit ausgedehnt zu haben, ist ein zentraler Bestandteil der Identität der interviewten AuslandsösterreicherInnen. Ihr Ausgewandert-sein spiegelt sich dabei in ihrer Selbstwahrnehmung als positiv konnotierte Abweichung von der Norm des sesshaften Kollektivs wider, welches sie mit dem Begriff „Anders“ ausdrücken.

16.7. Einnehmen einer BeobachterInnenrolle

Eine weitere Konsequenz des Verlassens des Herkunftslandes ist, dass die bis dahin selbstverständlich und „natürlich“ erschienenen Wertgefüge und Verhaltensnormen in der Herkunftsgesellschaft als nicht selbstverständlich und un- natürlich erkannt werden, AuslandsösterreicherInnen sich also, um Berger/Luckmann zu zitieren, der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit bewusst werden.
Wirklichkeit[1] wird gesellschaftlich konstruiert, ist also ein menschliches Produkt (vgl. Berger/Luckmann 1980, Erstausgabe 1969). Allerdings wird Wirklichkeit von Menschen, da sie nicht Teil des Produktionsprozesses waren und die Entstehung sich daher jeglicher persön-

[1] Wirklichkeit definierten Berger/Luckmann (1980, Erstausgabe 1969) als Qualität von Phänomenen, die ungeachtet unseres Wollens vorhanden sind.

lich-biographischer Erinnerung entzieht, nicht als gesellschaftliches, sondern als „natürliches“, nicht-menschliches Produkt wahrgenommen (vgl. ebd).
So ist auch zu erklären, warum das menschliche Konstrukt „Nationalstaat“ Menschen als ein „natürliches“ Ordnungssystem erscheint – schließlich waren sie an dem Entstehungsprozess nicht beteiligt, sodass ihnen die Konstruktion als eine gegebene und undurchschaubare Wirklichkeit gegenüber steht.
Die interviewten AuslandsösterreicherInnen aber sind aufgrund ihres Verlassens des Herkunftslandes mit einer anderen objektiven Wirklichkeit – der der englischen Aufenthaltsgesellschaft – konfrontiert worden, welche ihnen, da sie in einem anderen gesellschaftlichen Kontext ihre Sozialisation und ihr Wirklichkeitsbild erfahren haben, fremd erscheint und sie eine distanzierte Haltung dazu einnehmen. Zugleich machen sie die Erfahrung, dass die Denk- und Handlungsweisen, welche sie als fremd erleben, von Einheimischen als natürlich wahrgenommen werden, was sie lehrt, dass auch jene Wirklichkeit, die sie als natürlich wahrnehmen, nur begrenzt gültig sein kann.
Im Gegensatz zu sesshaften Einheimischen, welche nur die eine, ihnen natürlich erscheinende Wirklichkeit der Herkunftsgesellschaft kennen, haben AuslandsösterreicherInnen also auch Zugang zu der Wirklichkeit der Aufenthaltsgesellschaft, sodass sie die „selbstverständlichen“ Denk- und Handlungsmuster im Herkunftsland als nicht-selbstverständlich erkennen, wissen sie nun doch aufgrund ihrer eigenen Erfahrungswelt, dass es davon abweichende Denk- und Handlungsmuster gibt, welche ebenfalls den Anspruch an Selbstverständlichkeit stellen. *„[I]ch glaub wenn man nur das in Österreich kennt“,* sagt einer der Interviewten, *„dann ist es alles für dich normal, und du siehst nicht dass es irgendwie alles auch anders gehen könnte. Und ich sehe das schon, und hinterfrag dadurch sicher jetzt mehr“,* und beschreibt damit ihre Wahrnehmungsfähigkeit der Gegenständlichkeit von Wirklichkeit.
AuslandsösterreicherInnen haben also nicht nur Zugang zu der objektiven Wirklichkeit in dem Herkunftsland, sondern auch zu der Wirklichkeit im Aufenthaltsland, sodass sie beide miteinander vergleichen und feststellen können, dass beide Wirklichkeiten Anspruch auf Selbstverständlichkeit erheben. Diese Feststellung hat zur Konsequenz, dass sie erkennen, dass es keine allgemein gültige Definition dessen gibt, was ein „normaler“ Denk- und Handlungsrahmen ist, sondern dies von Land zu Land, von Kontext zu Kontext unterschiedlich ist.
Die interviewten AuslandsösterreicherInnen nehmen daher sowohl in Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft eine distanzierte, beobachtende Rolle ein, da ihnen keine der beiden Wirklichkeitsbilder als „natürlich“ gegenübersteht. Dass die Interviewten in der Aufnahmegesellschaft eine distanzierte Beobachterrolle einnehmen, erscheint logisch, wurden sie doch in einer anderen Gesellschaft sozialisiert und kann ihnen daher die institutionalisierte Welt der Aufenthaltsgesellschaft niemals als gegebene und undurchschaubare Wirklichkeit gegenüber stehen. Aber selbst die Denk- und Handlungsschemata in Österreich, welche sie bis zum

Zeitpunkt ihrer Auswanderung als „natürlich“ erlebten, beobachten sie mit kritischer Distanz und bekommen dadurch Einblicke in die Herkunftsgesellschaft, welche sesshaften Einheimischen verschlossen bleiben. Das was fraglos zugehörigen ÖsterreicherInnen, welche niemals außerhalb des österreichischen Nationalstaates gelebt haben, selbstverständlich erscheint, hinterfragen AuslandsösterreicherInnen um verborgene Bedeutungsschichten nachzuspüren.

„Viele von meinen Freunden sagen dass ich Sachen heraushebe, von Österreich, so Zustände, die sie nie so analysieren. Man sieht es einfach ganz anders, man hat diesen anderen Standpunkt, man sieht das Ganze mit einer Distanz“, beschreibt einer der Interviewten seine Fähigkeit, Österreich mit einer Distanz zu betrachten.

Anders als sesshafte Einheimische, deren Lebenswelt in nur einer Gesellschaft verortet ist und denen die Wirklichkeit dieser Gesellschaft daher dicht gegenübersteht, spannen AuslandsösterreicherInnen ihre Lebenswelt in einem transnationalen Raum auf, sodass ihnen weder die Herkunfts- noch die Aufenthaltsgesellschaft als objektive Wirklichkeit erscheint, und sie zu beiden bewusst Distanz halten.

Als Konsequenz davon entwickeln AuslandsösterreicherInnen ihr eigenes Bezugssystem – sie selektieren Werte und Normen aus Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft, mit denen sie sich identifizieren können und welche sie als Denk- und Handlungsschemata anwenden können, die verbleibenden Werte und Normen hingegen, welche nicht mit ihrem Lebensentwurf und ihrem transnationalen Lebensstil kompatibel sind, lehnen sie ab und grenzen sie von ihrer Identität ab. Einer der Interviewten beschreibt dies mit den Worten: *„Als Fremder schaut man das immer von außen an und kann sich das auswählen was einem gefällt und muss aber nicht diesen ganzen Dreck mitmachen.“*

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass AuslandsösterreicherInnen die in der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft verbreiteten Handlungs- und Denkmuster nicht als „natürliche“ Produkte erscheinen (so wie dies bei sesshaften Einheimischen der Fall ist), sondern als das, was sie sind – Produkte der jeweiligen Gesellschaft. Diese Feststellung befähigt sie dazu, in beiden Gesellschaften eine distanzierte BeobachterInnenrolle einzunehmen und sich ihr eigenes Bezugssystem, bestehend aus selektierten Werten und Normen der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft, zusammenzustellen.

17. Zusammenführung der Ergebnisse

In diesem letzten Kapitel der Ergebnispräsentation sollen nun die in den vorangegangenen Kapiteln beschriebenen Ergebnisse in Hinblick auf die Forschungsfrage „Wie verorten sich AuslandsösterreicherInnen zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft?“ zu einem verdichteten Ganzen zusammengeführt werden.

Das soziale Netzwerk von AuslandsösterreicherInnen in London spannt sich zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft auf und ist plurilokal ausgedehnt - sie pflegen Freundschaften und Bekanntschaften zu Personen im englischen und österreichischen Gesellschaftsraum und auch ihre soziale Beziehungen zu Familienmitgliedern überschreiten die Grenzen von Nationalstaaten, wohnen diese doch in der Regel in Österreich. Aufgrund der geographischen Distanz zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsland sind allerdings die Möglichkeiten für face-to-face Treffen selten, sodass die Aufrechterhaltung und Pflege ihrer grenzüberschreitenden Beziehungen zu FreundInnen, Bekannten und Familienmitgliedern in Österreich vor allem über Kommunikationsmedien wie E-Mails und Telefon geschieht.
In der Aufenthaltsgesellschaft pflegen die interviewten AuslandsösterreicherInnen häufig Freundschaften mit anderen in London lebenden ÖsterreicherInnen, wobei die Herkunftsgesellschaft als verbindendes Element fungiert und den Aufbau der Freundschaft erleichtert. „Binnenethnische“ Freundschaften basieren auf gemeinsamen Verbindungen und Bezügen zu Österreich, welche in der Freundschaft wiederholt zum Ausdruck kommen.
Auch in anderen Aspekten der Lebenswelt von AuslandsösterreicherInnen befindet sich die Aufenthalts- und Herkunftsgesellschaft in einem kontinuierlichen Austausch- und Durchdringungsprozess. So hält beispielsweise in ihrem Medien- und Nahrungsmittelkonsum die österreichische Herkunftsgesellschaft Einzug, indem sie österreichische Speisen und Nahrungsmittel konsumieren und österreichische Tageszeitungen lesen, wodurch sie über gesellschaftliche und politische Geschehen und Diskurse in Österreich informiert bleiben.
Auch in ihrem Sprachverhalten befinden sich beide Gesellschaften in einem ständigen Austauschprozess – in ihrem beruflichen Umfeld und in ihrem englischen Freundeskreis kommunizieren sie auf Englisch, in ihrem deutschsprachigen Freundeskreis in London auf Deutsch, und mit FreundInnen und Familienmitgliedern in Österreich ebenfalls auf Deutsch. Die interviewten AuslandsösterreicherInnen in London beherrschen beide Sprachen fließend und wenden je nach Situation und KommunikationspartnerInnen die deutsche oder englische Sprache an. Ihre sprachliche Verbindung zu ihrem Herkunftsland geben sie auch an ihre Kinder weiter, welche von Kindheit an Deutsch lernen und somit die Vorraussetzung für eine spätere Handlungsfähigkeit in Österreich erwerben.
Ihre Verbindungen zu Österreich manifestieren sich nicht nur in ihren sozialen Beziehungen zu Individuen, dem Sprechen der deutschen Sprache und dem Konsum von Artefakten wie

Tageszeitungen, sondern auch in ihrem in-Anspruch-Nehmen von Leistungen gesellschaftlicher Institutionen in Österreich. So fahren die interviewten AuslandsösterreicherInnen beispielsweise häufig für medizinische Untersuchungen und Behandlungen nach Österreich und nehmen die im Vergleich zur Aufenthaltsgesellschaft qualitativ hochwertigeren Leistungen des österreichischen Gesundheitssystems in Anspruch.

Nicht nur Individuen, auch Organisationen verorten sich in einem transnationalen Raum. In Bezug auf diese Forschungsarbeit sind zwei Organisationen zu erwähnen, welche zwar geographisch in London verortet sind, sich aber in einem Raum bewegen, der österreichische und englische Gesellschaften miteinander vereint: der Österreicher Club London organisiert für in London lebende ÖsterreicherInnen spezielle Veranstaltungen mit Österreich-Bezug; in diesem Zusammenhang ist zum Beispiel der „Österreicherball“ als populäre Veranstaltung des Österreicher Clubs zu erwähnen. Das in London verortete Café „Kipferl“ verkauft traditionelle österreichische Speisen und Getränke an eine meist österreichische Kundschaft. Diese beiden Organisationen ermöglichen es AuslandsösterreicherInnen in London, ihre Verbindungen zu der national konnotierten Wir-Gemeinschaft „ÖsterreicherInnen“ innerhalb der englischen Aufenthaltsgesellschaft zum Ausdruck zu bringen und aufrecht zu halten.

Was nun die territorialen Zugehörigkeitsgefühle der interviewten AuslandsösterreicherInnen betrifft, so überschreiten auch diese die Grenzen des Herkunfts- und Aufenthaltslandes. Die Interviewten kennzeichnet eine plurilokale Selbstverortung – sie pflegen Zugehörigkeitsbezüge zu nationalen und regionalen Kontexten in Aufenthalts- und Herkunftsgesellschaft und ordnen sich unterschiedlichen territorial konnotierten Wir-Gemeinschaften, wie zum Beispiel „LondonerInnen“ oder „ÖsterreicherInnen“ zu. Die Reduzierung ihrer Zugehörigkeitsbezüge auf den nationalen Kontext der Herkunftsgesellschaft und damit verbunden eine eindeutige Selbstverortung als ÖsterreicherInnen ist nicht möglich, da sie mit ihrer Migration nach London ihre Zugehörigkeitsbezüge auch auf die Aufenthaltsgesellschaft ausgeweitet haben. AuslandsösterreicherInnen in London ordnen sich zwar nicht der nationalen Wir-Gemeinschaft „EngländerInnen“ zu, pflegen aber eine emotionale Verbundenheit mit dem Kontext England, sodass sich ihre Zugehörigkeitsgefühle mit ihrer Auswanderung vervielfältigt haben. AuslandsösterreicherInnen pflegen daher Mehrfachzugehörigkeiten und fühlen sich weder der Herkunfts- noch der Aufenthaltsgesellschaft fraglos zugehörig.
Ihr Verständnis von Heimat ist ihrer plurilokalen Selbstverortung angepasst – Heimat als Ort von fragloser Zugehörigkeit kennzeichnet für in London lebende ÖsterreicherInnen keinen geographischen Raum, sondern einen sozialen Raum, der durch fraglose Zugehörigkeitsbezüge zu Familienmitgliedern gekennzeichnet ist.

In ihrer Identität vereinen die Interviewten Zugehörigkeitsbezüge zu unterschiedlichen nationalen wie regionalen Wir-Gemeinschaften. Welchem territorialen Kontext sich transnationale Zugehörige stärker zuordnen, hängt dabei von der jeweiligen Situation und dem Gegenüber ab. In der Aufenthaltsgesellschaft ordnen sie sich in der Regel aufgrund des Umgebenseins von EngländerInnen fraglos der Wir-Gemeinschaft „ÖsterreicherInnen" zu. Dort sind sie sich ihrer Abweichungen von den Merkmalen bewusst, welche die Wir-Gemeinschaft „EngländerInnen" auszeichnet, sodass die Kategorie „ÖsterreicherInnen" als Identitätsbezug für sie relevant wird. Im Herkunftsland hingegen sind sie nicht von einer fremden Wir-Gemeinschaft umgeben und das Gegenüber wird nun plötzlich von der Gemeinschaft „ÖsterreicherInnen" repräsentiert – im Vergleich mit dieser Gemeinschaft sind sich AuslandsösterreicherInnen plötzlich bewusst, dass sie auch nicht der national konnotierten Gemeinschaft des Herkunftslandes fraglos zugehörig sind, und ordnen sich daher Kategorien wie „anders" oder „ausgewanderte ÖsterreicherInnen" zu, um ihre Abweichungen von der Gemeinschaft auszudrücken.
Man könnte vermuten, dass Europa als Zugehörigkeitskonzept für die Zielgruppe und deren plurilokale Selbstverortung ein geeignetes Bezugssystem für ihre Mehrfachzugehörigkeiten darstellt, da es mehrere Länder in einem Konzept vereint. Diese Studie kam aber zu dem Ergebnis, dass sich die interviewten AuslandsösterreicherInnen innerhalb Europas nicht der Wir-Gemeinschaft „EuropäerInnen" zuordnen. Erst außerhalb Europas, wenn sie von Nicht-EuropäerInnen umgeben sind, ordnen sie sich dieser Gemeinschaft zu, und erst dann wird Europa als Zugehörigkeitskonzept relevant.

Die interviewten AuslandsösterreicherInnen weichen sowohl in der Herkunfts- als auch in der Aufenthaltsgesellschaft von den dort verorteten Mehrheitsgesellschaften ab. Anders als die sesshafte Mehrheitsgesellschaft pflegen sie Zugehörigkeiten zu zwei nationalen Kontexten und bewegen und verorten sich in einem transnationalen Raum. Sie bleiben zu beiden Gesellschaften auf Distanz, ordnen sich weder dem einen noch dem anderen Kontext fraglos zu und nehmen eine Art distanzierte BeobachterInnenrolle in beiden Gesellschaften ein, die ihnen ermöglicht, Wert- und Normgebilde der jeweiligen Gesellschaft, die von der Mehrheit aufgrund fehlender Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Gesellschaften als selbstverständlich wahrgenommen werden, als nicht-selbstverständlich zu erkennen.

Mit ihrer Auswanderung aus Österreich und ihrem transnationalen Lebensstil kommt es zu einer Ausdifferenzierung und Vervielfachung ihrer territorialen Zugehörigkeitsgefühle. Dies bedeutet für AuslandsösterreicherInnen in London aber eine Komplexitätssteigerung – für plurilokale Verortung und Mehrfachzugehörigkeiten gibt es keine kollektiven Handlungsmodelle und soziale Vorgaben, nach denen sich AuslandsösterreicherInnen orientieren können,

sodass sie ihren eigenen Orientierungsrahmen, angepasst an ihre individuellen Interessen und Bedürfnisse, für ihre transnationale Lebenswelt entwickeln müssen, was anstrengend und überfordernd sein kann.

Ihre Verortung in einem transnationalen Raum bedeutet, dass sie ein transnationales Bezugssystem entwickeln, welches sich aus selektierten Wertgefügen und Verhaltensnormen aus Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft zusammensetzt. Da AuslandsösterreicherInnen aufgrund ihrer Erfahrungen in der Fremde weder die Kultur der Aufenthaltsgesellschaft noch die Kultur der Herkunftsgesellschaft als „selbstverständliche" Wirklichkeit erleben, sind sie in der Lage, bestimmte Aspekte aus der Kultur der Herkunftsgesellschaft und bestimmte Aspekte aus der Kultur der Aufenthaltsgesellschaft zu selektieren und diese zu ihrem individuellen, länderüberschreitenden Bezugssystem zusammenzufügen.

VI Conclusio

Diese Magistraarbeit hatte zum Ziel, anhand einer empirischen Feldstudie zu untersuchen, wie sich AuslandsösterreicherInnen in London zwischen ihrer Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft verorten. Zu diesem Zweck wurden mit neun Angehörigen der Zielgruppe qualitative Interviews geführt und diese anschließend nach dem Kodierverfahren der Grounded Theory ausgewertet.
Was die Forschungsergebnisse betrifft, ist zunächst wichtig festzuhalten, dass es sich bei dieser Arbeit um keine quantitative Studie handelt und die Aussagen und Thesen daher nicht eins zu eins auf die Grundgesamtheit von allen in London lebenden ÖsterreicherInnen übertragen werden können. Das Ziel dieser Arbeit war es nämlich nicht, eine repräsentative Erhebung durchzuführen, sondern anhand einer explorativen, qualitativen Feldstudie die Lebenswelt der Zielgruppe zu erforschen und ihre Selbstverortung anhand weniger, dafür intensiv ausgewerteter Interviews zu untersuchen.
Hier sollen nun nochmals die wichtigsten Ergebnisse verdichtet präsentiert und Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsarbeiten aufgezeigt werden.

Die Migration der Zielgruppe folgt nicht dem klassischen Migrationsmodell einer Auswanderung aus dem Herkunftsland mit dem Ziel einer dauerhaften Niederlassung in dem Zielland, stattdessen wird die Länge des Aufenthaltes in London vom Erfolg des Handlungsverlaufes abhängig gemacht, welcher nach unterschiedlichen Kriterien gemessen wird. Welchem Kriterium die oberste Priorität beigemessen wird, hängt von dem Motiv für die Migration ab – war die Partnerschaft bzw. der Hinzug zu dem/der PartnerIn das ausschlaggebende Migrationsmotiv, so wird der „Erfolg“ der Partnerschaft auch das ausschlaggebende Verbleibsmotiv darstellen.
Die Zielgruppe strebt also bei ihrer Auswanderung keine dauerhafte Niederlassung in London an, sondern will sich ihre Mobilitätsfähigkeit erhalten und bei Bedarf in das Herkunftsland zurück- oder in ein anderes Land weiterziehen. Als „bite-and-go“ hat Recchi (2005: 17) neue intra-europäische Wanderungsbewegungen bezeichnet, ein Ausdruck, der auch auf die Zielgruppe zutrifft. Interessant wäre es für zukünftige Forschungsarbeiten jene Personengruppe zu untersuchen, welche sich für eine Rückkehr in das Herkunftsland entschließt, und zu erforschen, welche Motive die Personen dazu bewegen zurückzukehren und zu welchem Zeitpunkt in ihrer Biographie diese Rückkehr geschieht.
Die Untersuchung der Migrationsmotive von in London lebenden ÖsterreicherInnen kam zu dem gleichen Ergebnis wie die Pioneur Research Group, welche festgestellt haben, dass bei innereuropäischen Migrationsbewegungen ökonomische Gründe sozialen und kulturellen Wanderungsgründen unterlegen sind. Die Zielgruppe wandert überwiegend aufgrund von

sozialen und kulturellen Motiven – Interesse an der Stadt London, der Hinzug zu dem/der PartnerIn zum Beispiel. Ökonomische Motive spielen hingegen keine Rolle.

Anhand einer Untersuchung von ausgewählten Aspekten – ihre Freundschaften im Herkunftsland und ihr Konsum von österreichischen Speisen im Aufenthaltsland sind nur zwei davon – wurde gezeigt, dass ÖsterreicherInnen in London zahlreiche Verbindungen zu ihrem Herkunftsland pflegen und aufrecht halten. Sie leben dabei jedoch keinen „Diaspora-Lebensstil" (Pries 1996: 468), sondern vereinen in ihrer Lebenswelt beide Gesellschaften miteinander. Um nun genaue Aussagen über die Dauerhaftigkeit und Art dieser Verbindungen tätigen zu können, wären weitere Forschungsarbeiten nötig. Eine nähere Untersuchung der Netzwerke der Zielgruppe würde zum Beispiel weitere wertvolle Erkenntnisse über ihre länderübergreifende Lebenswelt generieren. Ein interessanter Anknüpfungspunkt für weitere Forschungsarbeiten wäre außerdem, den Fokus auf den Verlauf der Migration zu legen und zu untersuchen, ob die Verbindungen zum Herkunftsland mit fortschreitender Aufenthaltsdauer in London zu- oder abnehmen, oder gleich bleiben.

Was die Selbstverortung der Zielgruppe betrifft, kam die Studie zu dem Ergebnis, dass AuslandsösterreicherInnen sich der Wir-Gemeinschaft von ÖsterreicherInnen zuordnen, ihre Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft Österreich allerdings je nach situativem Kontext entweder als fraglos oder als eingeschränkt erlebt wird.
In der Aufenthaltsgesellschaft, wo sie von dem Wir-Ensemble „EngländerInnen" umgeben sind, ordnen sie sich fraglos der Personengruppe „ÖsterreicherInnen" zu und bringen ihre österreichische Identität bewusst zum Ausdruck, während dies im Herkunftsland, wo sie von keiner fremden nationalen Gemeinschaft umgeben sind, nicht der Fall ist. Bei Besuchen im Herkunftsland werden sich in London lebende ÖsterreicherInnen ihrer Abweichung von Merkmalen, welche das nationale Ensemble „ÖsterreicherInnen" kennzeichnet, bewusst. Zwar ordnen sie sich auch im Herkunftsland der Wir-Gemeinschaft „ÖsterreicherInnen" zu, weisen aber zugleich auf ihre Abweichung von der Gemeinschaft hin. Dem nationalen Ensemble „EngländerInnen" ordnet sich die Zielgruppe nicht zu, da sie nur eine eingeschränkte Verbundenheit mit dem Kontext aufweisen und kein formelles bzw. informelles Mitglied der Aufenthaltsgesellschaft sind – mit ihrem Akzent sind sie für andere sofort als Nicht-Mitglied, also Nicht-EngländerInnen, erkennbar. Als EuropäerInnen haben sie zwar Partizipationsmöglichkeiten und Zugang zu Ressourcen in der Aufenthaltsgesellschaft, aber eine fraglose Mitgliedschaft und fraglose Wirksamkeit werden sie sowohl aus ihrer Sicht als auch aus der Sicht der Aufenthaltsgesellschaft niemals haben, da sie in einer anderen Gesellschaft aufgewachsen und sozialisiert wurden. Allerdings muss betont werden, dass die interviewten

AuslandsösterreicherInnen auch keine fraglose Zugehörigkeit zu der englischen Aufenthaltsgesellschaft anstreben.
Zu dem Konzept Europa haben AuslandsösterreicherInnen in London zwar einen Zugehörigkeitsbezug, allerdings wird dieser in der Regel erst außerhalb Europas und durch die Unterscheidung zu Nicht-EuropäerInnen relevant. Innerhalb Europas ist für die Zielgruppe das Konzept Europa nationalen und regionalen Identitätskonzepten unterlegen und hat sich noch nicht als eigenständiger Bezugsrahmen etabliert. Was nun genau mobile EuropäerInnen mit dem Konzept Europa verbinden und ob sich ihre Zugehörigkeitsgefühle zu Europa von sesshaften EuropäerInnen unterscheiden, konnte in dieser Studie nicht untersucht werden und bedarf noch weiterer Forschungsarbeiten. Auch bedarf es näherer Untersuchungen, was eine europäische Identität kennzeichnet und wie sie sich von nationalen Identitäten unterscheidet.

AuslandsösterreicherInnen pflegen Zugehörigkeitsgefühle zu sowohl der Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft. Glick Schiller's These, dass TransmigrantInnen Zugehörigkeitsbezüge „that link them simultaneously to more than one nation" (Glick Schiller et al. 1992: 11) aufweisen, trifft auch auf AuslandsösterreicherInnen in London zu. Aber Glick Schiller's Behauptung, dass TransmigrantInnen neue Identitäten jenseits hegemonialer kollektiver Identitäten entwickeln, trifft auf die Zielgruppe nur bedingt zu. Diese greifen bei ihrer Selbstbeschreibung nämlich auf die bestehende kollektive Identität „ÖsterreicherIn" zurück, modifizieren diese jedoch in Hinblick auf ihre transnationale Lebenswelt, indem sie sich zum Beispiel als „ÖsterreicherInnen mit englischem Einschlag bezeichnen" und damit ihre segmentierte Identität und ihre Mehrfachzugehörigkeiten ausdrücken.
AuslandsösterreicherInnen in London überschreiten in ihrer Lebenswelt die Grenzen von Nationalstaaten und sind dem Unbekannten und Fremden gegenüber aufgeschlossen – dies zeigt sich allein in der Tatsache, dass sie bereit waren ihr Herkunftsland zu verlassen, um sich in das unbekannte Aufenthaltsland zu begeben, und sich ihr Freundes- und Bekanntenkreis aus Personen aus der ganzen Welt zusammensetzt. Den von Nussbaum beschriebenen Idealtypus WeltbürgerInnen, welche über keine nationalen Loyalitäten verfügen und ihre moralischen Verpflichtungen auf eine globale Gemeinschaft ausweiten, erfüllen AuslandsösterreicherInnen jedoch nicht, da sie sehr wohl Loyalitäten zu ihrer Herkunftsnation pflegen.
Was Hannerz Typologie von wahren und realen KomsopolitInnen betrifft, nimmt die Zielgruppe eine Zwischenposition zwischen beiden Idealtypen ein. So streben sie weder eine komplette Loslösung von dem Bezugssystem der Herkunftsgesellschaft und eine Übernahme des Bezugssystems der Aufenthaltsgesellschaft an, wie dies bei wahren KosmopolitInnen der Fall ist, noch geben sie sich mit der Vorderbühne des Aufenthaltslandes zufrieden, wie dies bei realen KosmopolitInnen, welche zum Beispiel von TouristInnen verkörpert wer-

den, der Fall ist. Sie verfolgen nicht den Plan eines going natives, dringen aber sehr wohl tief in die Aufenthaltsgesellschaft ein.

Zusammengefasst soll festgehalten werden, dass AuslandsösterreicherInnen in London Zugehörigkeitsbezüge zu sowohl der Herkunfts- als auch der Aufenthaltsgesellschaft pflegen. Ihre Migration nach London hat eine Segmentierung und Differenzierung ihrer territorialen Zugehörigkeit zur Folge; aber trotz der Segmentierung ist ihre Identität noch stark von dem Herkunftsland geprägt. Selbst jene Interviewten, welche seit über zehn Jahren in der Aufenthaltsgesellschaft leben, beantworten die Frage nach ihrer Selbstwahrnehmung mit ihrem Herkunftsland und beschreiben sich als „Österreicher“ bzw. „Österreicherinnen“. Daher kann von einer dauerhaften emotionalen Verbindung zu der Herkunftsgesellschaft ausgegangen werden, welche auch mit einer geographischen Distanz nicht abnimmt.

VII Literaturverzeichnis

Beck, Ulrich (2002a): The Cosmopolitian Society and its Enemies. In: Theory, Culture and Society 19, 1-2, 17-44.

Beck, Ulrich (2002): The Cosmopolitan Perspective. Sociology in the Second Age of Modernity. In: Vertovec, Steven; Cohen, Robin (Hg.), Conceiving Cosmopolitanism. Theory, Context, and Practice. New York: Oxford University Press, 61-86.

Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (2006): The Cosmopolitan Vision. Cambridge/Malden: Polity Press.

Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer Taschebuch Verlag. 20. Auflage., Erstausgabe 1969.

Böhm, Andreas (2000): Theoretisches Codieren. Textanalyse in der Grounded Theory. In: Flick, Uwe, Kardoff, Ernst von, Steinke, Ines (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 475-485.

Boon, Vivienne; Delanty, Gerard (2007): Cosmopolitanism and Europe. Historical Considerations and Contemproary Applications. In: Rumford, Chris (Hg.), Cosmopolitanism and Europe. Liverpool: Liverpool University Press, 19-39.

Crang, Philip; Dwyer, Claire; Jackson, Peter (2004): The spaces of transnationality. In: Crang, Philip; Dwyer, Claire; Jackson, Peter (Hg.), Transnational Spaces. New York: Routledge, 1-24.

Diekmann, Andreas (2003): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Duchêne-Lacroix, Cédric (2006): Von französischen zu plurikultruellen Archipelen: Lebensformen von Franzosen in Berlin. In: Kreutzer, Florian; Roth, Silke (Hg.), Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft, 240-260.

Eisenstadt, Shmuel N., Milton, M. Gordon et al. (2000): Theoretische Aussagen zur Integration und Immigration. In: Petrus, Han (Hg.), Theoretische Aussagen zur Integration und Immigration. Stuttgart: Lucius & Lucius, 300-314.

Faist, Thomas (2004): The Border-Crossing Expansion of Social Space. Concepts, Questions and Topics. In: Faist, Thomas; Özveren, Eyüp (Hg.), Transnational Social Spaces. Agents, Networks and Insitutions. Aldershot: Ashgate, 1-37.

Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. WUV-Universitätsverlag. Wien.

Hiebert, Daniel (2002): Cosmopolitanism at the Local Level. The Development of Transnational Neighbourhoods. In: Vertovec, Steven; Cohen, Robin (Hg.), Conceiving Cosmopolitanism. Theory, Context, and Practice. New York: Oxford University Press, 209-227.

Glick Schiller, Nina; Basch, Linda; Blanc-Szanton, Christina (1992): Transnationalism. A New Analytic Framework for Understanding Migration. In: Basch, Linda; Blanc-Szanton, Christina; Glick Schiller, Nina (Hg.), Towards A Transnational Perspective Of Migration. Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered. Volume 645. New York: Annals Of The New York Academy of Sciences, 1-25.

Hannerz, Ulf (1996): Transnational Connections. Culture, People, Places. London: Routledge.

Haug, Sonja (2000): Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 31. Opladen: Leske+Budrich.

Herrmann, Richard; Brewer, Marilynn B. (2004): Identities and Institutions. Becoming European in the EU. In: Brewer, Marilynn B.; Herrmann, Richard K.; Risse, Thomas (Hg.), Transnational Identities. Becoming European in the EU. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers, 1-25.

Ilyes, Petra (2006): Transnationale Professionals. Aktuelle Sichtweisen auf die internationale Mobilität von Kompetenzen, Vortrag gehalten an der Univ. Frankfurt am Main im WS 2005/06, URL: http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2007/4403/ [20.11.2008]

Jones, Delmos (1992): Which Migrant? Temporary or Permanent? In: Basch, Linda; Blanc-Szanton, Christina; Glick Schiller, Nina (Hg.), Towards A Transnational Perspective Of Migration. Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered. Volume 645. New York: Annals Of The New York Academy of Sciences, 217-225.

Jones, Paul (2007): Cosmopolitanism and Europe. Describing Elites or Challenging Inequalities? In: Rumford, Chris (Hg.), Cosmopolitanism and Europe. Liverpool: Liverpool University Press, 72-89.

Kaelble, Hartmut; Kirsch, Martin; Schmidt-Gernig, Alexander (2002): Zur Entwicklung transnationaler Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert. Eine Einleitung. In: Kaelble, Hartmut (Hg.), Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 7-37.

Köhler, Benedikt (2006): Soziologie des Neuen Kosmopolitismus. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kofman, Eleonore (2007): Figures of the Cosmopolitan. Privileged Nationals and National Outsiders. In: Rumford, Chris (Hg.), Cosmopolitanism and Europe. Liverpool: Liverpool University Press, 239-257.

Kreutzer, Florian; Roth, Silke (2006): Einleitung zu transnationale Karrieren. Biographien, Lebensführung und Mobilität. In: Kreutzer, Florian; Roth, Silke (Hg.), Biografien, Lebensführung und Mobilität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 7-34.

Künemund, Harald; Holstein, Betina (2000): Soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke. In: Kohle, Martin; Künemund, Harald (Hg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters – Survey. Opladen: Leske + Budrich, 212-277.

Kwok Bun, Chan (2002): Both Sides, Now. Culture Contact, Hybridization, and Cosmopolitanism. In: Vertovec, Steven; Cohen, Robin (Hg.), Conceiving Cosmopolitanism. Theory, Context, and Practice. New York: Oxford University Press, 191-209.

Legewie, Heiner (2003): Qualitative Forschung und der Ansatz der Grounded Theory. Technische University Berlin, URL: http://www2.tu-berlin.de/fak8/ifg/psychologie/legewie/VL-Skripte/Dokumente/Vorlesung_11.pdf [17.11.07]

Loth, Wilfried (2002): Europäische Identität in historischer Perspektive. Discussion Paper. Zentrum für Europäische Integrationsforschung. Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, URL: http://www.zei.de/download/zei_dp/dp_c113_loth.pdf [10.2.2009]

Lucassen, Leo (2006): Is Transnationalism Compatible with Assimilation? Examples from Western Europe since 1850. IMIS-Beiträge, Heft 29.

Lueger, Manfred (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Mau, Steffen (2007): Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.

Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit. Münster: Waxmann.

Nida-Rümelin, Julian (2006) : Zur Philosophie des Kosmopolitismus. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 227, Heft 2, 227-234, URL: http://www.nida-ruemelin.de/docs/zib_kosmopolitismus.pdf [7.12.2008]

Nieswand, Boris (2005): Die Stabilisierung transnationaler Felder. Grenzüberschreitende Beziehungen ghanaischer Migranten in Deutschland. In: Nord Süd aktuell, 2005, 1, URL: http://www.giga-hamburg.de/openaccess/nordsuedaktuell/2005_1/giga_nsa_2005_1_nieswand.pdf [5.2.2009]

Nohr, Holger (2002): Elektronisch vermittelte Wissenskommunikation und Medienwahl. In: Information – Wissenschaft und Praxis 53, 3, URL: http://www.iuk.hdm-stuttgart.de/nohr/publ/WissenskommunikationundMedienwahl.pdf [29.12.2007]

Ossewaarde, Marinus (2007): Cosmopolitanism and the Society of Strangers. In: Current Sociology, Vol. 55, 3, 367-388.

Pioneur (2006): Pioneers of European Integration ´From Below`. Mobility and the Emergence of European Identity among National and Foreign Citizens in the EU. Key Findings Paper der Final Conference am 10.März 2006, Universitá di Firenze, URL: http://www.obets.ua.es/pioneur/resultados.php [2.3.2009]

Pries, Ludger (1996): Transnationale Soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexico - USA. In: Zeitschrift für Soziologie, 25, 6, 456-472.

Pries, Ludger (2001a): Migration und Integration in Zeiten der Transnationalisierung Oder: Warum braucht Deutschland eine ‚Kulturrevolution'?, URL: http://www.inccas.de/es/download/publ-2001_lp_miguintegration.pdf [16.3.2009]

Pries, Ludger (2001b): The approach of transnational social spaces. Responding to new configurations of the social and the spatial. In: Pries, Ludger (Hg.), New Transnational

Social Spaces. International migration and transnational companies in the early twenty-first century. London: Routledge, 3-37.

Pries, Ludger (2002): Transnationalisierung der sozialen Welt, URL: http://www.inccas.de/en/download/publ-2002_lp_transdsozwelt.pdf [16.3.2009]

Pries, Ludger (2005): Migration und gesellschaftliche Inkorporation in Europa, URL: http://www.ruhr-uni-bochum.de/soaps/download/publ-2005_arbeitsmigration_und_inkorporationsmuster_in_europa.pdf [16.3.2009]

Recchi, Ettore et al. (2003): Intra-EU Migration. A Socio-democratic overview. State of the art report. PIONEUR Working Paper No. 3, URL: http://www.obets.ua.es/pioneur/bajaarchivo_public.php?iden=42 [20.11.2008]

Recchi, Ettore; Nebe, Tina M. (2003): Migration and Political Identity in the European Union. Research Issues and Theoretical Premises. State of the art report. PIONEUR Working Paper No. 1, URL: http://www.obets.ua.es/pioneur/bajaarchivo_public.php?iden=39 [20.11.2008]

Recchi, Ettore (2005): Migrants and Europeans. An Outline of the Free Movement of Persons in the EU. AMID (Academy for Migration Studies in Denmark) Working Paper Series 38, URL: http://www.amid.dk/pub/papers/AMID_38-2005_Recchi.pdf [20.11.2008]

Riegel, Christine (2004): Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen. Eine sozio-biografische Untersuchung. Frankfurt am Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

Risse, Thomas (2004): European Institutions and Identity Change. What have we learned? In: Brewer, Marilynn B.; Herrmann, Richard K.; Risse, Thomas (Hg.), Transnational Identities. Becoming European in the EU. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers, 247-273.

Rother, Nina; Langer, Tanja (2004): Dimensions of Identification with Europe. Secondary Analysis of Comparative Surveys. PIONEUR Working Paper No. 8, URL: http://www.obets.ua.es/pioneur/bajaarchivo_public.php?iden=160 [20.11.2008]

Roudometof, Victor; Haller, William (2007): Social Indicators of Cosmopolitanism and Localism in Eastern and Western Europe. An Explanatory Analysis. In: Rumford, Chris (Hg.), Cosmopolitanism and Europe. Liverpool: Liverpool University Press, 181-202.

Rovisco, Maria (2007): Cosmopolitanism, Collective Belonging and the Borders of the European Union. In: Rumford, Chris (Hg.), Cosmopolitanism and Europe. Liverpool: Liverpool University Press, 202-221.

Rumford, Chris (2007): Introduction: Cosmopolitanism and Europe. In: Rumford, Chris (Hg.), Cosmopolitanism and Europe. Liverpool: Liverpool University Press, 1-19.

Scheibelhofer, Elisabeth (2006): Migration, Mobilität und Beziehung im Raum. Egozentrierte Netzwerkzeichnungen als Erhebungsmethode. In: Hollstein, Betina (Hg.), Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 311-333.

Schneider, Norbert F. (2008): Sedentary or Mobile? The Mobility of the European Workforce. Paper der Final Conference of the FP 6 Project am 17. Oktober 2008, Brüssel.

Şen, Faruk; Sauer, Martina; Halm, Dirk (2001): Intergeneratives Verhalten und (Selbst-) Ethnisierung von türkischen Zuwanderern. Gutachten des ZfT (Zentrum für Türkei Studien) für die unabhängige Kommission "Zuwanderung". Essen, URL: http://www.bmi.bund.de/Internet/Content/Common/Anlagen/Themen/Zuwanderung/DatenundFakten/ZfT__pdf,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/ZfT_pdf.pdf [20.08.2006]

Simmel, Georg (1992): Der Raum und die räumliche Ordnung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 764-771.

Stegbauer, Christian (2007): Weak und Strong Ties. Freundschaft aus netzwerktheoretischer Perspektive. Abstract für die Tagung „Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften: Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie“ an der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt, URL: http://www.soz.uni-frankfurt.de/Netzwerktagung/Stegbauer-Freundschaften.pdf [16.2.2009]

Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Tomlinson, John (1999): Globalization and Culture. Cambridge: Polity Press.

Tomlinson, John (2002): Interests and Identities in Cosmopolitan Politics. In: Vertovec, Steven; Cohen, Robin (Hg.), Conceiving Cosmopolitanism. Theory, Context, and Practice. New York: Oxford University Press, 254-268.

Treibel, Annette (1990): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim: Juventa.

Vertovec, Steven; Cohen, Robin (2002): Conceiving Cosmopolitanism. Theory, Context, and Practice. New York: Oxford University Press, 1-25.

Verwiebe, Roland (2004): Transnationale Mobilität innerhalb Europas. Eine Studie zu den sozialstrukturellen Effekten der Europäisierung. Berlin: Edition Sigma.

Verwiebe, Roland (2006): Transnationale Migration innerhalb Europas. In: Kreutzer, Florian; Roth, Silke (Hg.), Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft, 301-337.

Wimmer, Andreas; Glick Schiller, Nina (2002): Methodological nationalism and beyond. Nation-state building, migration and the social sciences. In: Global Networks 2, 4, 301-334.

Wodak, Ruth (2004): National and Transnational Identities. European and Other Identities Constructed in Interviews with EU Officials. In: Brewer, Marilynn B.; Herrmann, Richard K.; Risse, Thomas (Hg.), Transnational Identities. Becoming European in the EU. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers, 97-129.

Wolff, Stephan (2000): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 334-349.

Internetquellen

Eurostat 2006, URL:
http://epp.eurostat.ec.europa.eu/pls/portal/docs/PAGE/PGP_PRD_CAT_PREREL/PGE_CAT_PREREL_YEAR_2009/PGE_CAT_PREREL_YEAR_2009_MONTH_02/1-19022009-DE-AP.PDF [2.3.2009]

Webpage des Österreicher Club Londons, URL:
http://www.austrianclublondon.com [2.3.2009]

House of Commons: Electoral franchise. Who can vote?, URL:
http://www.parliament.uk/commons/lib/research/briefings/snpc-02208.pdf [2.3.2009]

VIII Anhang

Abstract

Diese Magisterarbeit untersucht anhand einer qualitativen Studie die territorialen Zugehörigkeitsbezüge von mobilen EuropäerInnen am Beispiel von AuslandsösterreicherInnen in London. Die der Studie zugrunde liegende Forschungsfrage lautet dabei: Wie verorten sich AuslandsösterreicherInnen in London zwischen ihrer Herkunfts- und Aufenthaltsgesellschaft? Um diese Frage zu erforschen, wurden mit neun AuslandsösterreicherInnen in London qualitative Interviews geführt und diese anschließend mit dem Kodierverfahren der Grounded Theory ausgewertet.
Die Untersuchung kam dabei zu dem Ergebnis, dass AuslandsösterreicherInnen in London eine plurilokale, segmentierte Selbstverortung kennzeichnet und sie Zugehörigkeitsbezüge zu sowohl der Aufenthalts- und Herkunftsgesellschaft pflegen. Trotz der Segmentierung ihrer Zugehörigkeitsbezüge aber ist die Identität von AuslandsösterreicherInnen noch stark von ihrem Herkunftsland geprägt, und sie ordnen sich auch nach ihrer Auswanderung unverändert der Wir-Gemeinschaft „ÖsterreicherInnen“ zu.

This Master thesis explores the territorial identities and national attachments of mobile Europeans by conducting an empirical research on the identity of expatriate Austrians living in London. For this purpose nine qualitative interviews with expatriate Austrians living in London were conducted and the data analysed using Grounded Theory’s coding process. The research question, on which the study is based, is: How do expatriate Austrians living in London locate themselves between their society of origin and their host society?
The study came to the conclusion that expatriate Austrians in London are characterised by plurilocal, segmented territorial identities, which simultaneously link them to their society of origin and their host society. However, despite their multiple and plurilocal identities, the country of origin leaves a permanent imprint on their identity, and even after having left their country of origin and having moved to London they, without hesitation, classify themselves as “Austrians”.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name:	Nicola Charlotte Thomas
Geburtsdatum:	23. April 1985
Geburtsort:	Exeter (Großbritannien)

Schulausbildung

9/1995 – 6/2003: Bundesgymnasium Freistadt, Matura am 7. Juni 2003

Studienverlauf

10/2003 – 2/2007: Bakkalaureatsstudium Soziologie an der Universität Wien

Studienschwerpunkte:
- Qualitative Forschungsmethoden
- Feministische Theorie

Thema der Bakkalaureatsarbeiten:
- Ethnographie: Interaktionen zwischen FundraiserInnen und PassantInnen im öffentlichen Raum
- Feministische Theorien: Zugehörigkeiten von türkischen MigrantInnen der zweiten Generation

3/2007 – 4/2009: Magisterstudium Soziologie an der Universität Wien

Studienschwerpunkte:
- Migrationssoziologie
- Qualitative Forschungsmethoden
- Raumsoziologie

Titel der Diplomarbeit: Transnationale Selbstverortung von mobilen EuropäerInnen. Eine empirische Studie über die Zugehörigkeitsbezüge von AuslandsösterreicherInnen in London.

Auslandsaufenthalte zu Studienzwecken:

9/2007 – 6/2008: Erasmusaufenthalt an der Royal Holloway University of London